Berlin, den 25. Juni 1898.

An den Kaiſer.

Eurer Majeſtät

Geſtalt hat in den eben verſtrichenen Tagen öfter als ſonſt noch die Blicke der Bürger auf ſich gelenkt. Mit ehrlicher Freude ward es von ernſt geſtimmten, dem lauten Gaſſenlärm und der Prunkſucht abholden Deutſchen begrüßt, als bekannt wurde, der Kaiſer habe das ſeltſame Anſinnen abgelehnt, die kurze, vielfach von ſchlimmen Irrungen und Wirrungen erfüllte Zeitſpanne ſeiner Regirung durch ein geräuſchvolles Feſt zu feiern, und ſchlicht und ſtill nur, als ein fromm gläubiger Chriſt, der Hoffnung Ausdruck verliehen, Gott, der über dieſe zehn erſten Jahre hinweggeholfen habe, werde auch weiter helfen. Das klang wohlthuend in das vom ſteten Feſtlärm überſättigte Ohr und nährte den tröſtenden Glauben, die leidige Luſt an Jubelchören, geputzten und erleuchteten Häuſern, an Menſchenſpalieren und dem übrigen Apparat ſogenannter Volksfeierlichkeiten entſtamme einer unterhalb des Thrones gelegenen Region, nicht, wie die Bosheit munkelte, einem unſtillbaren Sehnen des gekrönten Vertrauensmannes der Deutſchen. Dann kam die Kunde, mehr als zwei Millionen erwachſener, zur Mitwirkung an den Reichsgeſchäften nach der Verfaſſung berufener Männer hätten bei der Wahl ihre Stimme für die internationale, in ihrem beſonderen Sinn revolutionäre und nach eigenem Bekenntniß antimonarchiſche Sozialdemokratie abgegeben; und erſchreckt fragte Mancher, wie dieſe Botſchaft wohl auf den Träger der Krone wirken würde, der in den ſchärfſten und ſchroffſten Wendungen das Volk

so häufig zum Kampf wider diese Partei aufrief und nun erleben muß, daß während seiner Regirungzeit gerade die Zahl ihrer Anhänger sich fast verdreifacht hat. Ungefähr um die selbe Stunde erfuhr man, der Monarch habe sich öffentlich zu einem Gefühl „tiefer Achtung vor den exakten Wissenschaften" bekannt; man freute sich dieses modernen Bekenntnisses und glitt gern über die heikle Frage hinweg, ob es an die rechte Stelle gerichtet, ob an dem Begnadeten nicht vielmehr nur die technische Geschicklichkeit und die Gabe, fremde Leistungen sich behend anzueignen und sie Laien elegant vorzuführen, zu rühmen war. Nicht so erfreulich klang das Glaubensbekenntniß, das Eure Majestät vor den versammelten Mitgliedern Ihrer Hoftheater abzulegen für gut hielten. Viele Kunstverständige und künstlerisch Empfindende können die dort ausgesprochene Ansicht nicht theilen, das Theater solle „eine der Waffen des Herrschers" sein und pädagogisch-patriotischen Zwecken dienen; sie können nicht finden, daß die Leistungen der berliner Hofbühnen „in allen Ländern mit Bewunderung" betrachtet werden, sondern fällen gerade über die neuesten Leistungen dieser Bühnen ein sehr hartes, ein rückhaltlos verdammendes Urtheil und rathen jedem Ausländer, die deutsche Theaterkunst an anderen Stätten kennen zu lernen; sie sind auch nicht, wie Eure Majestät, der Meinung, daß von „Materialismus und undeutschem Wesen" unserer Bühne heute die schlimmsten Gefahren drohen, sondern sind überzeugt, daß es die Aufgabe des jetzt lebenden Geschlechtes ist, seiner vom Determinismus, von der Entwickelungslehre und allen übrigen Ergebnissen der eben erst von Eurer Majestät gepriesenen exakten Wissenschaften beherrschten Weltanschauung den künstlerischen Ausdruck zu suchen und zu finden; sie glauben, daß die von außen, namentlich von Norden, Osten und Westen, gekommenen Anregungen für das Werden unserer Dichtung von schwer zu überschätzendem Werth gewesen sind und daß es für die deutsche Kunst förderlicher und deshalb auch im höchsten Sinn patriotischer ist, diesen Anregungen zu folgen, als pomphaft aufgeputzten Dilettantendramen, nur weil sie dynastische Legenden lärmend zu kurzem Scheinleben gestalten, die Theaterthüren zu öffnen. Doch da kein Vernünftiger dem Kaiser das Recht freiester Aussprache der eigenen Meinung bestreiten kann, wurden auch diese fremd klingenden Worte mit der geziemenden Ehrerbietung hingenommen. Aehnlich war das Empfinden, das bald darauf die in Potsdam vor der Front der Leibregimenter gehaltene Rede hervorrief. Die Klage des Sohnes, der den Schmerz über den Verlust des Großvaters und Vaters noch nicht verwunden hat, weckte sympathischen Widerhall und die Klage des Königs, der sich lange verkannt wähnte, überraschte durch einen

aus diesem Munde neuen Ton trübsinniger Resignation. Rasch aber meldeten sich doch auch diesmal Bedenken. Hat wirklich nur das Heer zuerst an den dritten Kaiser im Deutschen Reich geglaubt, ist gerade ihm nicht, mehr als irgend einem anderen deutschen Fürsten, die weit überwiegende Mehrheit des Volkes mit froh liebendem Vertrauen, wie nur je ein Bräutigam der Braut, entgegengekommen? Ist wirklich die Armee „die Hauptstütze des Landes und des Thrones", von dem doch in der Volkshymne gesungen wird, daß ihn auf steiler Höhe nicht Rosse noch Reisige sichern, daß nur des freien Mannes unerzwungene Liebe ihn wirksam zu schützen vermag? Und kann es heutzutage, in der Zeit der allgemeinen Wehrpflicht, überhaupt nützlich sein, das Heer, durch dessen strenge Schule jeder waffenfähige Mann zu gehen hat, als eine in sich abgeschlossene, zu begrenzende Kasteneinheit in einen Gegensatz zu der Masse des Volkes zu bringen? Der Armee hat, wie Eurer Majestät bekannt ist, auch die große Mehrheit der zwei Millionen Männer angehört, die jetzt für die Sozialdemokratie gestimmt haben; auch sie thaten im Waffenrock ihre Pflicht und eigneten sich da den vielleicht wichtigsten Theil der Fähigkeiten an, die sie nun zu brauchbaren Werkzeugen einer antimonarchischen Bewegung machen: den blinden Gehorsam, die straffe Disziplin und die Bescheidenheit, die sich damit begnügt, in einem riesigen Maschinenbetrieb ein kleines, unscheinbares Rädchen zu sein. Wenn die Armee den jungen Kaiser mit getrostem Vertrauen begrüßte, dann kam dieses Vertrauen aus der in stolzester Jugendkraft prangenden Generation, die damals das Heer bildete und heute, obwohl sie zum großen Theil Sozialdemokraten wählt, noch nicht aus dem Heeresverbande geschieden ist. Der Gegensatz, den der Kaiser zu sehen glaubt, ist, so dachte das Volk, in der Wirklichkeit unserer deutschen Zustände, die keine Prätorianer kennt, nicht vorhanden. Und kaum war das Staunen über diese Rede verhallt, da kam auch schon die Nachricht, wieder sei ein Blatt konfiszirt, wieder ein Verfahren wegen Majestätbeleidigung eingeleitet worden. Wie viele Prozesse solcher Art werden wir noch erleben? Wird die Sozialdemokratie nicht triumphirend nächstens die Ziffer veröffentlichen, die mit Majestätprozessen in diesen zehn bangen Jahren erreicht worden ist, und auf ihre Art so das Jubiläum feiern? So fragte man flüsternd ringsum. Und die sich das verbotene Blatt, in dem sie Fürchterliches finden zu müssen erwartet hatten, insgeheim noch verschaffen konnten, schüttelten, beinahe enttäuscht, die Köpfe und fragten beängstigt weiter: Ist es möglich, daß in einem modernen Lande Solches geschieht, möglich, daß der Deutsche Kaiser sich durch diesen harmlosen Artikel beleidigt fühlt, der offenbar

geschrieben wurde, um einen häßlichen und gefährlichen Verdacht von der Majestät abzulenken? Sollen wir in der Stickluft der Eunuchenpresse den freien, erfrischenden Athemzug mählich verlernen, der das Germanenthum Jahrhunderte lang Kraft schöpfen ließ? Wieder verstand das Volk seinen Kaiser nicht und wieder erwachte, wie so oft schon, die Sorge, ob nicht binnen kurzer Frist die monarchische Entwickelung uns schwere Krisen heraufführen werde.

Das konfiszirte Blatt ist die „Zukunft", der angeblich das Majestätrecht verletzende Artikel ist von mir geschrieben. Da die Angelegenheit mich also leider sehr persönlich betrifft, bitte ich um die Erlaubniß, zunächst darüber sprechen zu dürfen. Sie*) werden gleich sehen, daß es sich nicht, wie es scheint, um eine nur persönliche, das öffentliche Interesse nicht berührende Sache, sondern um ein sehr ernstes Symptom handelt.

Als der das erste Jahrzehnt Ihrer Regirung endende Tag nahte, las man in manchen Blättern präludirende Artikel, nach deren Schilderungen im Deutschen Reich Alles über jeden Begriff herrlich bestellt sein müßte. Kein Schatten einer Verstimmung zwischen Kaiser und Volk, keine Spur einer Minderung des deutschen Ansehens in der Welt, — im Gegentheil: ein wundervolles Wachsen, Blühen und Gedeihen unter dem Szepter eines Monarchen, den die große Mehrheit der Nation in überschwänglicher Liebe verehrt und um den ringsum uns alle Völker der bewohnten Erde beneiden. Mir wurden solche Artikel, wurden Gedichte und Anzeigen von Jubiläumswerken, die buchhändlerische Spekulation zu diesem Tage spenden zu sollen glaubte, in ganzen Haufen ins Haus geschickt. Sie ärgerten mich; denn sie widersprachen der Wahrheit, auch der subjektiven, zu der die Verfasser sich unter vier Augen bekennen würden. Soll, so dachte ich, das alte, unwürdige Spiel fortgesetzt, sollen die unheilvollen Versuche, den Kaiser über die wahre Stimmung zu täuschen, auch bei diesem Anlaß erneuert werden? Das Volk ist mißtrauisch; es kratzt gern, nach neugieriger Kinder Art, von flimmernden Gegenständen den Goldfirniß ab, glaubt gern, daß auch die durch ihre Geburt hoch über die Masse Erhöhten kleiner Menschenschwäche zugänglich sind, und kichert vergnügt, wenn es unter dem Purpur

*) Wenn ich mir im Folgenden gestatte, den Kaiser einfach in der üblichen Pluralform der bürgerlichen Gesellschaft anzureden, so weiß ich, daß diese Form nicht dem Kurialstil entspricht, bemerke aber, für strebsame Staatsanwälte, daß sie in der sogenannten getragenen Rede längst Heimathrecht erworben hat und daß Georg III. von England sich von Junius und selbst der spanische Philipp von Posa so anreden ließen, ohne darob beleidigt oder auch nur verstimmt zu sein.

die Fleischfarbe entdeckt. Es will einen Herrn haben, aber dieses Herrn Wesenheit soll sich von der eigenen nicht allzu sehr unterscheiden. Werden ihm nun Schriften gezeigt, die den Monarchen im niedersten Schranzenstil verherrlichen, dann ist es schnell mit der Ansicht bei der Hand, solche Hymnen müßten doch wohl nach dem Geschmack des Besungenen sein. Und diese Ansicht muß selbst im Hirn der Verständigen Wurzel schlagen, wenn ihnen geschwätzig erzählt wird, der Gefeierte habe sich „huldvollst zur Entgegennahme" eines Buches „bereit erklärt", in dem er als ein auf allen Gebieten menschlicher Bethätigung zur Meisterschaft Herangereifter geschildert wird und dessen Absatz die Unternehmer im Prospekt durch die Bemerkung zu mehren suchen, die Liste der Besteller werde Ihrer Majestät der Kaiserin unterbreitet werden, die einen Theil des Ertrages wohlthätigen Werken zuwenden wolle. Ein solcher Prospekt, einer von vielen, wurde mir, mit recht unfreundlichen Glossen eines Vernunftmonarchisten versehen, gesandt und stimmte den Sinn zu allerlei ernsten Gedanken. Es ist nicht möglich, dachte ich, daß der Kaiser an diesen Dingen, die so übel nach Byzanz duften, im Innersten Freude hat, nicht möglich, daß es ihn befriedigen kann, wenn er erfährt, in der Thiergartenstraße, wo man doch keinen Grund hat, sich für den Bau neuer protestantischer Kirchen besonders zu erwärmen, seien so und so viele Exemplare von Leuten gekauft worden, die ihre Namen vor das Auge seiner Frau bringen möchten, — wie es ihm auch nicht angenehm sein kann, daß auf Plakaten und in Theaternotizen sein hoher Titel zu Reklamezwecken mißbraucht wird. Er läßt wohl, weil er sie nicht hindern kann, den Dingen ihren Lauf, lobt vielleicht auch den Eifer der Unternehmer, aber seiner innersten Neigung enspricht solches Gebahren sicher nicht. In diese Stimmung wehte der Zufall die Erinnerung an Laboulayes reizvolles Märchen vom Prince-Caniche hinein. Das weltberühmte, durch Geist und Grazie entzückende Buch schildert, wie ein edler Fürstensohn allen Versuchen der Byzantiner, ihn zu verblenden und zum Tyrannenwahn zu erziehen, siegreich widersteht, weil die Erfahrungen, die er selbst macht — der Märchendichter läßt sie ihn als Pudel machen —, ihn zu ganz anderer Anschauung und zu weiser Selbstbescheidung führen. Hyazinth hat als fünfzehnjähriger Prinz, dessen Geist eine schlechte Tradition verwirrte, die eigene Kraft überschätzt, seiner Körperstärke und namentlich seiner Intelligenz zu viel zugetraut, aber er findet sich, als er auf den Thron gelangt ist, bald selbst und wird nicht nur ein guter König, nein: ein Musterbild moderner Monarchentugend. Da hatte ich ja, was ich brauchte, um die auch

in loyalen Gemüthern entstandenen Zweifel schnell und hoffentlich für immer zu verscheuchen. Wilhelm der Zweite gleicht, wenn er ihm je glich, nicht mehr dem Prinzen, gleicht, wenn mein Blick nicht trügt, noch nicht dem König Hyazinth: er steht in der Mitte des von jedem temperamentvollen, mit einem reichen Erbe beschenkten Monarchen zu durchmessenden Weges und erst das zweite Regirungjahrzehnt kann über sein Charakterbild volle Klarheit schaffen. Jetzt aber, gerade jetzt, nach dem von der Profitsucht bewirkten Jubiläumslärm und nach den Wahlen, schien mir die Stunde gekommen, wo man andeuten durfte und sollte, wie eine sympathische Monarchenpersönlichkeit das Herandrängen byzantinischer Liebedienerei empfinden muß, wie sie das Maß des eigenen Wesens viel richtiger und viel bescheidener zu bestimmen weiß als der Troß der kleinen Leute, die sie, geschäftig wedelnd, umdienern, weil sie dabei einen fetten Bissen oder mindestens einen Huldbeweis zu erschnappen hoffen. Der in der kleinen Fabel skizzirte König weist allzu hitzige Bewunderer in ihre Schranken zurück und bekennt sich zu Ansichten, die jeden Monarchen zieren müßten. In der Märchenwelt könnte er so sprechen, wie ich ihn sprechen ließ, könnte er auch die Einstampfung von Schriften befehlen, deren Geruch ihm nicht wohlgefällig ist. In der gemeinen Wirklichkeit hat der moderne Monarch diese Macht nicht, spricht er auch wohl vor Privatpersonen aus einer ihm fremden Gesellschaftschicht nicht seine geheimsten Gedanken aus. Ist es aber beleidigend, anzunehmen, daß auch ein moderner Monarch über byzantinische Regungen im Innersten wenigstens so denkt, wie der zum Muth der Wahrheit gereifte König Hyazinth in der Fabel darüber spricht? Ist es eine Verletzung des Majestätrechtes, wenn man dem Volk sagt, es solle den Monarchen nicht für Erscheinungen verantwortlich machen, die er gewiß mit nicht geringerem, vielleicht mit größerem Unwillen sieht, als die Massen selbst sie sehen? Kann es im Jahre 1898 einem Monarchisten im Deutschen Reich verboten sein, in einer kleinen Fabel, deren Held der wärmsten Sympathien würdig ist, zu zeigen, wie eine edle, durch schmerzliche Erfahrung geläuterte Monarchennatur allzu beflissene Verherrlichungen als unerfreulich empfindet, — schon, weil sie fühlt, daß solche unerbetenen Dienste dem Volk ein falsches, gefährliches Bild ihres Wesens geben können?

Diese drei Fragen hat ein von der Staatsanwaltschaft veranlaßter Amtsgerichtsbeschluß bejaht. Wer an die neue und neueste Gerichtspraxis nicht gewöhnt ist, wird staunend forschen, wo denn die Beleidigung der Majestät in einem Artikel zu finden sei, in dem der Kaiser

nicht mit einer Silbe erwähnt wird und in dem er, wenn sein Wesen wirklich der Pudel-König verkörpern sollte, doch nur in der anmuthigsten Gestalt erschiene. Und der Forscher wird weiter fragen, ob ein Märchen, das in Frankreich vor einunddreißig Jahren, in der schlimmsten Zeit der napoleonischen Büchercensur, in den Tagen des erbitterten Polizeikampfes gegen Rocheforts Lanterne, unbeanstandet blieb, heute im Deutschen Reich den Thatbestand eines Majestätverbrechens enthält, — vielleicht auch, ob nicht viel eher die Annahme beleidigend gewesen wäre, der Kaiser könne mit innerem Behagen auf die üppig ans Licht wuchernden byzantinischen Künste blicken, könne sich freuen, wenn er liest, daß er auf allen Gebieten menschlicher Bethätigung ein Meister ist, könne am Ende gar befriedigt schmunzeln, wenn der von seinem Wink abhängige Theaterintendant ihm ins Gesicht zu sagen wagt: „Nur unter den Augen Eurer Majestät, nur dem weisen Rath, den allzeit das Richtige treffenden Anweisungen, dem hohen und feinen Kunstverständniß, dem umfassenden Wissen Eurer Majestät ist es möglich gewesen, die königlichen Theater so weit zu bringen, daß ihre Aufführungen, wie ich sagen darf, mit wenigen Ausnahmen wohl jederzeit als Parade- und Festvorstellungen vor Eurer Majestät gegeben werden könnten." Die Annahme, solches Gerede könne den Kaiser erfreuen, würde auch ich heute noch für ungerecht, für beleidigend halten; sie zu entwurzeln, war der Zweck der kleinen Fabel und kaum Etwas konnte mich mehr überraschen als der Versuch, in ihr eine Kränkung des Kaisers zu finden. Da ich aber recht häufig schon das Objekt der vivisektorischen Bemühungen strebsamer Staatsanwälte gewesen bin, habe ich mich in die dunklen Gedankengänge solcher Herren nachgerade hineinfühlen gelernt und kann mir auch jetzt schon ungefähr vorstellen, wie sie ihre übereilte Anklage später begründen werden; bei derartigen „Begründungen" wird fast immer ja nach dem Satz Edmonds Scherer verfahren: Rien n'est plus répandu que la faculté de ne pas voir ce qu'il y a dans un article, et d'y voir ce qui n'y est pas. Ein Herr in der Robe wird sich also am festgesetzten Tage des Termines vom Sitz erheben, das Barett aufstülpen und sprechen: „Der Angeklagte macht geltend, er habe einen der höchsten Sympathie würdigen Monarchen geschildert und ihn Worte sprechen lassen, die jedem Herrscher zur Ehre gereichen müßten. Das ist unbestreitbar richtig, wird auch von der Anklagebehörde natürlich nicht bestritten. Da aber dem Angeklagten bekannt war, daß unseres Kaisers Majestät nicht so zu reden geruht haben, wie er seinen Fabelkönig reden läßt, wollte er einen Vergleich heraufbeschwören, der die Allerhöchste

Person zu verhöhnen und verächtlich zu machen voll und ganz geeignet ist. Er wollte sagen: ‚So müßte ein guter Monarch sprechen, — fragt Euch, Ihr Leser, also selbst, ob Einer, der nicht so spricht, ein guter Monarch sein kann!‘ Der Angeklagte hat demnach die Absicht, des Kaisers Majestät herabzusetzen, in sein Bewußtsein aufgenommen; er hat freilich, aus dem Gefühl einer Vorsicht, die man weniger höflich auch Feigheit nennen könnte, die Folgerungen seinen Lesern überlassen, mindestens aber mit unbestimmtem Dolus gehandelt und deshalb habe ich, im Interesse der durch solches Treiben gefährdeten Rechtsordnung, zu beantragen“ u.s.w. Vorher aber wird er sich emsig bemühen, dem Gerichtshof zu beweisen, alles Ungünstige, was über den Prinzenknaben Hyazinth gesagt ist, müsse unbedingt auf den Kaiser bezogen werden, während die überaus günstige Schilderung des Königs Hyazinth für das Urtheil nicht in Betracht kommen könne. . . Ich will nicht erst fragen, ob solche Gesinnungriecherei, solches Schnüffeln nach Anspielungen überhaupt der Rechtspflege eines modernen Landes würdig ist, nicht prüfen, was mit solchen Waffen gegen Treitschkes Charakteristik Friedrich Wilhelms des Vierten, gegen den „Talisman“ des Herrn Fulda und manches andere Werk auszurichten gewesen wäre. Aber ist dem begründenden Staatsanwalt der Unterschied zwischen dem Märchenstil und den Lebensformen unserer Alltäglichkeit denn wirklich unfaßbar? Weiß er nicht, daß in der Märchenwelt, wo Baum und Busch, wo Alles, was kreucht und fleucht, mit menschlicher Stimme und menschlichem Intellekt begabt ist, jedes handelnde oder leidende Wesen aussprechen darf und muß, was es in der Wirklichkeit schweigend fühlen würde? Und hat er nicht einmal bemerkt, daß ich selbst in der Märchenform noch ausdrücklich sagte, der Bericht über die Rede des Königs entstamme wahrscheinlich einem Organ der Umsturzpartei — einer märchenländischen Umsturzpartei, die, nach alter Legendensitte, den König gegen die Kamarilla auszuspielen versucht —, während das unter ministerieller Verantwortlichkeit redigirte Regirungblatt keine Silbe davon mittheilte? Mit fast zu derber Deutlichkeit wies diese Bemerkung den Leser doch darauf hin, nicht in offiziellen Berichten etwa das Echo des Empfindens zu suchen, das in der Seele eines Monarchen lebt, und sich durch die Kahlheit solcher Berichte nicht den Glauben an den guten Geschmack eines Regenten rauben zu lassen. . . Wenn man den kleinen Artikel so versteht, wie er gedacht ist und von Unbefangenen nur aufgefaßt werden kann, aufgefaßt worden ist: wo bleibt dann die Spur einer beleidigenden Absicht oder Wirkung?

Ich sehe dem Prozeß seelenruhig entgegen. Noch sind wir am

Ende doch nicht so weit, daß man im Deutschen Reich Richter finden könnte, denen dieser Artikel hinreichenden Stoff zu einer Verurtheilung böte. Wären wir so weit, dann hätten wir allzu redlich den Hohn des Auslandes verdient, das schon jetzt von dem Khalifat Deutschland sich höhnisch zu raunen erdreistet. Dann wäre der alte Ruhm deutscher Rechtspflege im Fundament erschüttert und Treitschkes wehmüthiges Wort furchtbare Wahrheit geworden, daß eine ernste Publizistik bei uns nicht mehr möglich ist. Dann müßten wir auf gekrümmten Knien um gnädige Wiedergewährung der alten Präventivcensur betteln, deren Zustände im Vergleich mit den heutigen paradiesisch zu nennen wären. Aber wir sind nicht so weit, können so weit nicht sein, — und deshalb will ich nicht bärmlich über die neue schwere Schädigung jammern, nicht fragen, ob der Anblick solcher Prozesse die zusammenschrumpfende Schaar der monarchisch Gesinnten mehren und die Fremden lehren kann, wie herrlich unter dem Szepter des dritten Kaisers in Deutschland Wohlfahrt und Freiheit blüht. Eine Enttäuschung ist diesmal selbst dem Pessimisten nicht denkbar; denn das Gericht, das mich verurtheilte, spräche damit ja aus, mein Glaube an den guten Geschmack und den bescheidenen Sinn des Monarchen sei unberechtigt gewesen. Ich werde mir diesen Glauben durch keine Tölpelei des Uebereifers zerstören lassen und nicht wankend werden, wenn zur Abwechselung auch einmal ein juristischer Staatsbeamter das Bedürfniß fühlt, sich im hellsten Licht zu blamiren. Ich werde weiter der Ueberzeugung leben, daß Wilhelm der Zweite so denkt, wie ich Laboulayes Hyazinth sprechen ließ. Und wenn ich offiziell und unzweideutig darüber belehrt werden sollte, daß er wider Erwarten nicht so denkt, dann werde ich mir sagen: Er kennt die Stimmung des Volkes nicht, hält, was künstliche Mache, was der Brunstschrei der nach Gunst oder nach Vortheil gierigen Profitwuth ist, für das Echo der Wahrheit und glaubt, der Volksstimme, mag sie ihn mit der Schmeichelsucht der Liebe auch nach seinem Gefühl überschätzen, den Weg zu seinem Ohr nicht versperren zu dürfen.

Und hier wird die scheinbar private zur öffentlichen Angelegenheit; hier mündet die Klage des Einzelnen in die Besorgniß eines großen und wichtigen Theiles der deutschen Volksgemeinschaft.

„Sire," so sprach Junius einst zum dritten Georg, „es ist das Unglück Ihres Lebens und die tiefste Ursache der unheilvollen Erscheinungen, die wir unter Ihrer Regirung erleben mußten, daß Sie die Sprache der Wahrheit nicht hören, sie in den Klagerufen Ihres Volkes nicht belauschen können. Noch sind wir bereit, alle bejammernswerthen

Vorgänge zu vergessen und auf das natürliche Wohlwollen Ihres Wesens die stolzesten Hoffnungen zu setzen. Weit sind wir von dem Gedanken entfernt, Ihre Absicht könne übel, könne auf die Zerstörung der Grundrechte gerichtet sein, auf denen alle bürgerliche und politische Freiheit in Ihrem Lande beruht. Nährten wir einen für Ihr Ansehen als eines gewissenhaften Königs so schimpflichen Verdacht, dann würden wir für unsere Vorstellungen schon längst nicht mehr den Ton demüthiger Klage wählen. Englands Volk hält dem Hause Hannover die Treue, nicht, weil es eine Familie der anderen vorzieht, sondern, weil es überzeugt ist, daß für die Erhaltung seiner bürgerlichen und religiösen Freiheiten die Herrschaft dieser Familie nothwendig war und ist. Ein Fürst, der dem bösen Beispiel der Stuarts folgen wollte, sollte gerade durch dieses Beispiel belehrt und gewarnt werden und, statt sich stolz seines hohen Königstitels zu rühmen, lieber still bei sich bedenken, daß Kronen in Revolutionen nicht nur gewonnen, nein, auch verloren werden können." Die Verhältnisse lagen in mancher Beziehung damals in England anders als heute im Deutschen Reich; und mir fehlt die Kraft, die des Junius Stimme weithin durch die Lande trug. Nicht zum Wortführer der deutschen Nation bin ich berufen, sondern nur, wie ich vor sechs Jahren schon schrieb, zu der Rolle des Knaben, der in Andersens Märchensatire von des Kaisers neuen Kleidern dem von den Schranzen belogenen Monarchen die Wahrheit sagt. Das habe ich, so weit meine Kraft es erlaubte, oft gethan, ganz direkt und unzweideutig, ohne Verhüllung und mit einer Schärfe, die der jetzt inkriminirte Artikel nicht annähernd erreicht. Vielleicht wurde dieser harmlose, nah an allzu zärtliches Vertrauen in die Urtheilsfähigkeit eines persönlich mir doch Unbekannten streifende Artikel auch nur herausgesucht, auf daß man den Richtern vorreden könne, es sei meine Art, Bosheit in die Falten eines Fabelgewandes zu wickeln. Wenn diese freundliche Absicht bestünde, würde sie vereitelt werden. Man greife den schärfsten Artikel heraus, den ich je über ein Wort, eine Handlung Wilhelms des Zweiten geschrieben habe, klage mich als Verfasser dieses Artikels an und sehe zu, ob selbst in der erregten Rede die gute Absicht so verkannt werden kann, daß eine Verurtheilung möglich wird. Aber man wage wenigstens, diesen Weg offen zu beschreiten. Soll ich schon wiederum vor dem Richter stehen, dann will ich nach meinen ernsten Bemühungen, nicht nach einer im Märchenreich erwachsenen Unbeträchtlichkeit, beurtheilt sein. Im Deutschen Reich ist heute, wie einst im England des Junius, nichts wichtiger als daß an einer Stelle mindestens noch die subjektiver Ueberzeugung entspringende Wahrheit rück-

haltlos ausgesprochen wird; vielleicht dringt sie dann doch auf die Höhe des Thrones. Man kann mir durch fortgesetzte Tracasserien, durch Verbote, Anklagen und Konfiskationen, das Leben völlig verekeln, mich, der gern den Rest seiner Nervenkraft retten möchte, zur Einstellung meiner Thätigkeit zwingen. So lange ich aber noch Athem habe, so lange ich auf diesem Posten nicht von dem besseren Mann, den ich herbeisehne wie den Befreier, abgelöst werde, wird nichts, gar nichts, mich hindern, auszusprechen, was ist. Und wenn der Wunsch, mich ins Gefängniß zu bringen, endlich erfüllt, wenn auch jeder Andere, der noch ein offenes Wort zu sagen wagt, unschädlich gemacht würde: was wäre dann gewonnen?... Schopenhauer schrieb einmal: „‚Die Wahrheit steckt tief im Brunnen', hat Demokritos gesagt und die Jahrtausende haben es seufzend wiederholt. Aber es ist kein Wunder, wenn man, sobald sie heraus will, ihr auf die Finger schlägt." Mich mag man in täppischem Eifer auf die Finger schlagen, meinetwegen auch auf den Kopf; an mir liegt nichts. Damit man aber sieht, daß mich das Ausholen zum Schlage noch nicht wie einen Jammermann erschlottern läßt, will ich, was mir wahr scheint, wenigstens gründlich sagen, — auf die Gefahr, der Strebsamkeit neues Material zu neuen „Begründungen" zu liefern.

Sie werden, Herr Kaiser, schmählich seit Jahren belogen. Die Stimmung ist nicht so, wie sie Ihnen geschildert wird, ist vielmehr so, daß die wärmsten Anhänger der Monarchie sie bekümmert, mit wachsender Besorgniß sehen. Ihnen hat man, wie ich annehme, gesagt, zuerst habe die von Friedrichsruh gespeiste Bismarckfronde, dann die Agrarfronde gegen Ihr Ansehen gewühlt; Beider Tücke, so fahren die Tuschler wohl fort, sei siegreich längst durch die Macht Ihrer strahlenden Persönlichkeit überwunden, der sich der Erdkreis in Bewunderung beuge, und nun schalle, außerhalb des Lagers der rothen Rotte, nur eine hell jauchzende Stimme des Jubels über Ihre Reden und Thaten durch das deutsche Land. Als Beweisstücke werden Ihnen dann wahrscheinlich Zeitungausschnitte vorgelegt, aus denen das höchste Lob Ihnen entgegenklingt. Das Alles ist unwahr. Die Jubelartikel werden bei Parteiführern bestellt, denen man ins Ohr flüstert, es sei für die Fraktionzwecke nützlich, den Kaiser bei guter Laune zu erhalten, oder sie entstammen dem Geschäftssinn der Bourgeoisie, die aus Plusmachersucht um jeden Preis die Ruhe bewahrt wissen möchte und erst ungeberdig werden wird, wenn eines häßlichen Tages der kleinste Konflikt die Schachermachei und deren heiligste Güter bedroht. Die Leute, die, weil der Brotherr es heischt, diese Artikel schmieden müssen, glauben kein Wort von Dem, was sie schreiben; sie sitzen, während an Daumen

und Zeigefinger noch die Tintenspur klebt, abends im Wirthshaus und erzählen einander Kaiseranekdoten. Genau das Selbe thun die Offiziere in den Kasinos, die Beamten in den Ministerien und Präsidialbureaux. Die konservativen Abgeordneten, die in dröhnendem Prologpathos ihre monarchische Gesinnung betheuern, haben ihrem Gutsnachbar eben den neuesten Hofklatsch über Sie mitgetheilt. Die Herren vom Hofdienst, die Ihnen aufwarten, haben aus dem Simplicissimus oder dem Kladderadatsch in wonnigem Behagen eben eine möglichst gepfefferte Anspielung auf Ihre letzte Soldatenrede geschluckt. Und die Richter, die eben einen Beleidiger der Majestät ins Gefängniß schickten, schlürfen grinsend beim Frühstück den neuesten Kaiserwitz ein, der gestern in einer Gesellschaft hoch betitelter Männer von Mund zu Munde ging. Daß solche erbärmliche Heuchelei dem deutschen Boden entkeimen konnte, dünkt Sie undenkbar. Thun Sie den Männern nicht Unrecht, von denen ich sprach! Sie sind Ihnen treu, lieben die Institutionen, deren Vertreter Sie sind, und wären glücklich, wenn sie nie ein unfreundlich kritisirendes Wort über den Monarchen hören müßten. Aber sie hören es überall; denn wo heute zwei Monarchisten, die einander der Denunziantenschmach nicht für fähig halten, beisammen sitzen, da wird dieses Thema berührt, — muß es berührt werden, weil fast jeder öffentliche Vorgang, jedes politische, wissenschaftliche oder künstlerische Ereigniß den Betrachter schnell auf Sie und Ihre Stellung zur Sache zurückführt. Wenn alle Leute, die bei solchem Anlaß gegen die strenge Auslegung des Strafgesetzes verstoßen, von Ihren Dreschern der Majestätbeleidigung angeklagt würden, säße bald die ganze Elite des deutschen Volkes hinter Kerkermauern und die Welt würde beklommen dann erkennen, daß Treitschke Recht hatte, als er zu sagen pflegte, jeder ehrliche Royalist sündige heutzutage mindestens einmal in jedem Monat gegen den Majestätparagraphen. Sie dürfen nicht zürnen, wenn von dieser allgemeinen Stimmung nach und nach auch die Männer angesteckt worden sind, die in Ihrem Namen das Recht sprechen, Rekruten drillen und Verfügungen ins Land gehen lassen. Keine Bismarckfronde und keine Agrarfronde hat diese Stimmung erzeugt: eine Reihe unseliger Mißgriffe und Mißverständnisse hat sie geschaffen und Bismarck hat, mit seinem weit vorausschauenden Blick, nur früher als Andere die dräuend heraufziehende Gefahr erkannt. Lassen Sie mich über die Ursachen der monarchischen Krisis heute schweigen. Ich habe sie oft zu schildern, oft die Hindernisse einer Verständigung aus dem Wege zu räumen versucht und es scheint mir nicht geziemend, in

direkter Rede jetzt hier früher Gesagtes zu wiederholen und anmaßend einem Kaiser vorzurücken, was er nach meiner Ansicht in seinem Wandel etwa verfehlt haben könnte. Eins nur will und muß ich noch sagen: Die monarchische Mehrheit des Volkes fürchtet, daß die Freiheit Ihres Auges durch eine Binde gehemmt ist, die schlaue Höflingskunst der Liebediener fältelte und schlang, und daß, wenn diese Binde nicht sehr bald entfernt wird, die Möglichkeit harmonischen Zusammenwirkens von Kaiser und Volk rascher und völliger vernichtet werden muß, als Sie in der königlichen Einsamkeit des Hofgetriebes heute noch zu ahnen vermögen.

Das ist meine Wahrheit, ist die Wahrheit, die tausend ernste, ihrem Kaiser treu ergebene Männer täglich ausstöhnen und in deren Dienst auszuharren sie mich in ergreifenden Briefen beschwören. Nicht mir, dem kleinen Literaten, sollen Sie glauben. Fragen Sie Ihre Minister, und wenn die nicht klipp und klar antworten, Ihre greisen, in den Ruhestand verabschiedeten Offiziere. Die werden nicht lügen, werden im Angesicht des Todes nicht die unmännische Sünde auf sich laden, die der alte General Pape vor ein paar Jahren Hochverrath in Reihe und Glied genannt haben soll. Fragen Sie den Fürsten Bismarck, Herrn Bronsart von Schellendorff, Aug in Auge sogar den Freiherrn von Stumm, ob die Stimmung nicht genau so ist, wie ich sie hier geschildert habe, ob nicht die Grundmauern des monarchischen Sinnes sacht schon zu wanken beginnen und nur die Heuchelei noch, der oft verhöhnte Cant, das Dekorum wahrt. Fragen Sie Ihre gekrönten Vettern, die Bundesfürsten, wie es in ihren Staaten aussieht und welche Erwägungen während der letzten Jahre in den zur Reichsgründung opferfroh vereinten Dynastien erwachsen sind. Wer Ihnen die Dinge anders darstellt, lügt in seinen Hals oder hat nie Gelegenheit gehabt, die Verhältnisse in der Nähe zu sehen. Und wenn Sie über Einzelheiten wahrhaftig unterrichtet sein wollen: lassen Sie sich von dem Rektor der Alma Mater erzählen, wie von den berliner akademischen Lehrern Ihr Wort beurtheilt worden ist, Schule, Universität und Theater hätten „Werkzeuge des Monarchen" zu sein; und fragen Sie auf Ehre und Gewissen den Grafen Bolko zu Hochberg, ob er wirklich glaube, Sie seien der Einzige, dessen Leitung und Weisung die Hofbühnen fördern könne. Rufen Sie die bewährtesten Vertreter der exakten Wissenschaften und des Heeres herbei und fordern Sie von ihnen hüllenlose, ungeschminkte Wahrheit. Versammeln Sie die vorragendsten Künstler um Ihren Thron und lassen Sie sie, als wären sie unter sich und unbelauscht, über die

Wirkung Ihres Einflusses auf die deutsche Kunstgestaltung sprechen. Wenn sich aus Alledem dann ergiebt, daß ich das reine Bild der Wahrheit wissentlich entstellt, ihre Züge bübisch verzerrt habe, dann wird es Zeit sein, den ungeduldigen Bütteln zu winken. . . Aber mir bangt — soll der Patriot sagen: leider? — nicht vor dem Nahen solcher Fährlichkeit.

. . . Zwei Männer, denen Genie und Erfahrung das tiefste Dunkel monarchischen Wesens erhellte, haben über die heute wohl wichtigste Königspflicht gute, einander ergänzende Worte gefunden. Bonaparte sagte: Un roi n'est pas dans la nature; il n'est que dans la civilisation. Il n'en est pas de nu; il ne saurait être qu' habillé. Und Bismarck fügte, ohne vielleicht Napoleons Wort zu kennen, die besser pointirte Lehre hinzu, ein moderner Monarch solle sich so selten wie möglich ohne ministerielle Bekleidungstücke zeigen. Thut er es, wie es sein Recht ist, dennoch, dann darf er sich über die Wirkung solchen Wagemuthes nicht wundern, dann muß er auf seine Rede großmüthig auch die Gegenrede dulden, muß der nackt Einherschreitende gestatten, daß hier und da ein Knabe ihm zuruft: Herr König, Ihr seid ja nackt! Solcher Ruf mag manchem schüchternen Gemüth skandalös scheinen; der Rufer darf sich aber mit Augustinus trösten, der meinte, wenn eine Wahrheit skandalös sei, müsse man, um sie hören zu können, den Skandal eben mit in den Kauf nehmen. Da sich kein Besserer meldete, habe ich gewagt, die Wahrheit zu sagen, — und das Wagniß dünkt mich, offen gestanden, nicht einmal allzu groß. Die Zeiten sind ja längst vorbei, wo Karl der Zehnte Berryers Bedenken lächelnd mit dem Wort abwehren konnte: „Ich bedarf keiner Erfahrung. Sie halten mein Beginnen für tollkühn; aber Gott steht mir täglich durch Mittheilungen bei, über deren Ursprung ich mich nicht täuschen kann." Die Geschichte der Dynastien hat gelehrt, daß jeder Monarch der Erfahrung bedarf, und der Märchendichter hat gezeigt, wie solche Erfahrung die Befreiung aus dem Bannkreis des Schranzenthumes bringt. Wer Laboulayes Pfaden folgte, kann, auch Das nun lehrt die Erfahrung, heute im Deutschen Reich eines Majestätverbrechens angeklagt werden. Aber kann man einen Monarchen mehr ehren, das feste Vertrauen in seine reine, den edelsten Zielen zugewandte Absicht besser beweisen als dadurch, daß man offen den Glauben bekennt, er wolle die Wahrheit hören?

Daß sie, von keiner Schranke, keiner spanischen Wand, keiner Lakaienkunst gehemmt, Ihr Ohr erreichen, daß die gute Absicht wenigstens wohlwollend beurtheilt werden möge, wünscht aufrichtig und in Ergebenheit

M. H.

Literaturgeschichte.

Im Jahre 1721 sprach Professor Reimann in dem sechs Bände umfassenden „Versuch einer Einleitung in die historiam literariam“ die hübschen Worte: „Ich bin vom Geblüte ein Teutscher. Ich lebe und lehre unter denen Teutschen. Ich habe auch in meinem Herzen die gewisse Ueberzeugung, daß die Historia literaria derer Teutschen denen Teutschen am Meisten zu wissen nöthig sey.“ Seitdem ist auf allen Gebieten geschichtlicher Forschung Ungeheures geleistet worden. Die Literaturgeschichte ward erst zur Wissenschaft; ein neues gewaltiges Feld ward erschlossen; Tausende von fleißigen Handlangern bebauen es nach den Plänen ihrer Meister. Und verzweifelt fragt sich der neu in den Kreis aufgenommene Schüler, wie er vor dieser auf ihn eindringenden Stofffülle bestehen, die Arbeitleistungen von Generationen auch nur oberflächlich beherrschen soll. Käm der gute Reimann noch einmal zur Welt, er würde trotz seinem eifrigen Muth, der ihn sogar eine Historia literaria antediluviana schreiben ließ, entsetzt vor den himmelhohen Papierbergen zurückfahren, die sich ihm als Beiträge zu einer Historia literaria entgegenthürmten, und die „gewisse Ueberzeugung“, daß denen Teutschen nichts nöthiger zu wissen sey als Literaturgeschichte, bliebe ihm wahrscheinlich in der Kehle stecken. Aber vielleicht würde er die alten Worte trauriger noch wiederholen können. Denn wenn er sich umschaute, könnte er keine rechte Freude haben. Was Mittel sein und bleiben soll, ist zum Zweck geworden. Die Geschichte ist in den Hintergrund getreten, die Philologie herrscht. Nicht als ob hier das alte Klagelied angestimmt und die philologische Forschung in Bausch und Bogen verdammt werden sollte. Wer einmal nach strengster Methode gearbeitet hat, kennt auch den Segen dieses Arbeitens. Aber immer wieder wird vergessen, daß nur der Geist lebendig macht, daß die Männer und Helden der Vorzeit erst dann aus ihren Särgen aufstehen, wenn mein lebendiger Odem sie getroffen, daß dieser ganze Philologenfleiß nur die Sandkörnchen herbeiträgt zu dem Erdkloß, aus dem der Geist Gottes, die göttliche Mitgabe, die das Genie empfangen, erst Menschen werden läßt. Die germanische Philologie hat ja gewiß Großes geleistet; aber es ist mit ihr Werk, daß heute eine unerhörte Urtheilslosigkeit, ein Fehlen oder Verschieben aller Maßstäbe eingetreten ist. Die Augen, die zu viel durchs Mikroskop geschaut, sie haben stets, wenn sie sich dem wachen Tage zuwenden, den sicheren Blick verloren für die Größenverhältnisse, jenes ruhige Unterscheidungvermögen, dessen Mangel sich in unserer literarischen Kritik so fühlbar macht. Eine ganze Armee gut gedrillter Unteroffiziere, — und nirgends ein Feldherr. Ganze Bibliotheken fleißiger Einzeluntersuchungen, — und nirgends ein gewaltiges Ganze. Nehmen wir an, ein gebildeter Mensch wünsche heute eine Geschichte der

deutschen Literatur zu besitzen: wo ist ein Werk, das man ihm freudigen Herzens empfehlen könnte wie auf benachbartem Gebiet etwa Ranke und Treitschke? Gewiß, Scherer und Julian Schmidt, deren Art sich den genannten Historikern vergleichen läßt, haben theilweise Treffliches geleistet. Scherer klar, fein, diplomatisch, etwas kühl, durchaus verläßlich, kurz, aus rankischem Holz und wie Ranke eine Schule bildend; Julian Schmidt kräftiger, wuchtiger, wärmer, oft übers Ziel schießend, durchaus unphilologisch, vom Journalismus ausgehend, kurz, sich Treitschke nähernd und wie Dieser ohne wissenschaftliche Schule. Beide genügen aber dem Ideal einer deutschen Literaturgeschichte, wie ich es mir heimlich zurechtgezimmert habe, mit ihren Versuchen nicht. Eben so wenig die heute nicht mehr ganz frischen Gervinus und Koberstein, so viel die Nachfolger dem liberalen Doktrinär und dem verkappten Romantiker auch zu danken haben. Wer also bleibt? Und giebt es da keine Antwort: in welcher Richtung soll die ersehnte Geschichte unserer Literatur dann liegen?

Hoffmann von Fallersleben, dessen hundertsten Geburtstag wir neulich gefeiert haben, sprach es einst aus, daß eine Wissenschaft ohne lebendigen Zusammenhang mit dem Volksbewußtsein ein totes glitzerndes Ding sei. Er war gewiß weder ein bedeutender Forscher noch ein großer Dichter, aber die starken Wirkungen, die er ausgeübt und die im umgekehrten Verhältniß zu seinen Leistungen stehen, beweisen am Besten, welchen feinen Instinkt er für Zeitbedürfnisse hatte. Auch in dem eben citirten Satz liegt nicht nur ein Körnchen, sondern ein ganzes Korn Wahrheit. Ob uns die Erfahrung lehrt, daß die größten Anstöße fast immer von Leuten ausgegangen sind, über die gerade Fachgenossen gelächelt haben; ob wir in den bedeutendsten Historikern klar den Zusammenhang ihrer Arbeiten mit den Bedürfnissen und der Sehnsucht ihres Volkes erkennen; ob der alte Ranke als Resultat seiner Beobachtungen. aussprach, daß der Erfolg und das Bestehen eines Geschichtwerkes von seinem Stil abhänge: Das Alles sind nur andere Umschreibungen jener Forderung, die Hoffmann von Fallersleben in richtiger Witterung erhebt. Wohlgemerkt: nicht jenen sogenannten „populären" Werken will ich das Wort reden, wie sie von handfertigen Lohnschreibern jährlich zu Dutzenden hergestellt werden. Nichts ist billiger. Sondern ich meine Werke, getragen von einer Persönlichkeit, die im vollsten Leben ihrer Zeit steht, über ihr Fach hinaus sich den freien Blick und das wache Interesse bewahrt, unverlierbaren Heimathboden unter den Füßen hat, selbst begeistert und deshalb auch begeisternd ein Führer ist. In jedem großen Historiker walten starke sittliche Kräfte. In jedem großen Historiker steckt eine dichterische Potenz. Sie allein ist es, die uns bezwingt. Sucht der Philologe die äußere Wahrheit, so sucht der Historiker die innere. Was thuts, daß Treitschke hier und da sich verzeichnet hat, was thuts, daß man ihm nachweisen kann: hier

und da irrst Du? Lebt eine Gestalt der Geschichte bei ihm und durch ihn anders, als sie gelebt hat: sie *lebt* doch wenigstens. Der gute Luden hat die Empörung aller Philologen einst erregt, weil er Karl dem Großen einfach blaue Augen gab, — blaue Augen aus eigenster Machtvollkommenheit, denn Einhard weiß nichts davon. Nun möcht ich nicht behaupten, daß nach dieser Analogie unsere Historiker ihre Phantasie gerade weiter in Thätigkeit setzen und etwa frei nach den Denkmalen der Siegesallee die Helden und Fürsten zeichnen sollen, aber dieser kleine lebendige Zug, der Luden so oft unter die Nase gerieben wurde, ist doch wirklich so nebensächlich, daß er nichts wider ihn besagen will. Ja, ich bin manchmal so ketzerisch, daß ich glaube, er spreche sogar für ihn, denn er beweise, daß ihm aus seinen Studien die Gestalt Karls zum Greisen lebendig hervorgewachsen war. Und in diesem Sinne soll es verstanden werden, wenn ich sage: die Wissenschaft soll mehr zur Kunst werden. Auch die Stirn des Historikers soll gesalbt sein mit einem Tropfen jenes Oels, das Dichterstirnen salbt. In festeren Grenzen arbeitet seine Phantasie; aus hundert oder tausend überlieferten Zügen muß er, ordnend, ausscheidend, zusammenfassend, ein lebendiges Wesen schaffen, an das man glaubt. Kann er Das nicht, so ist er bei allem Fleiß und Quellenstudium, bei aller Detailforschung eben kein Historiker.

Ich will hier ein Wort von Georg Brandes citiren, das am Schluß der „Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts" zu finden ist. „Unpersönlich gesehen, gleicht die Literatur eines halben Jahrhunderts einem Chaos von Hunderttausenden von Werken in einer großen Anzahl Sprachen": so leitet er seine Bemerkung, die eine Vertheidigung ist, ein. Und mit einer scharfen Wendung gegen die Beurtheiler, die sein Verfahren an Prokrustes erinnerte, fährt er fort: „Der wahre Prokrustes, der hier gruppirt, in Gegensatz stellt, stilisirt, hervorhebt, in den Hintergrund rückt, ausstreckt und verkürzt, in volles Licht, in Halbdunkel oder in Schatten stellt, ist jene Macht, die man sonst Kunst zu nennen pflegt." Zugegeben, daß Brandes an Eigenmächtigkeit oft bis zur äußersten Grenze geht, aber dem selben Prinzip, dem er diese Vorwürfe verdankt, verdankt er auch seine außergewöhnlichen Siege, die nicht nur Dänemark, sondern Europa kennt. Das imperatorische Talent ist es, das da gesiegt hat, die Feldherrnkunst, die das Ganze einer großen Leitidee unterstellt, die eine unabsehbare Armee zu Regimentern und Bataillonen kommandirt und auch oft zur Verzweiflung der Unteroffiziere Regimenter auseinanderreißt um des großen Planes, des höheren Gesichtspunktes willen.

Es ist interessant, zu beobachten, wie alle die Literaturgeschichten, die Erfolg hatten, in scharfer Ausprägung solch eine Leitidee, ich möchte fast sagen: eine unliterarische Leitidee haben. Die schlechten lehren es fast noch

deutlicher als die guten. Da sind die von König und von Leixner. König mit seinem festen konservativ-christlichen, etwas antisemitischen Standpunkt hat in seinen Kreisen unglaublich starke Wirkungen ausgeübt; mehr als fünfundzwanzig Auflagen sind ins Volk gedrungen, haben das Interesse für deutsche Dichtung geweckt und gefördert, wecken und stärken es noch heute in ungeminderter Kraft. Leixner, schon weniger ausgeprägt, hat auch schwächer gewirkt: er hat mehr allgemeine moralische Salbaderei als den ganz genau bestimmten Standpunkt Königs. Die ältere Literaturgeschichte ist bodenlos miserabel, die neuere durchaus dilettantisch behandelt, der Gesichtskreis eng begrenzt, die Charakterisirungskunst schwach; und doch auch hier Erfolge, die nicht etwa nur den Bildern zu danken sind. Woher diese Erfolge? Und weiter: wie starken Einfluß hat Scherr gewonnen, der ganz demokratisch-liberale, dessen Werk für Fortgeschrittene doch kaum mehr zu lesen ist! Wie hat der reaktionären Neigungen unterworfene Vilmar gewirkt! Wie sein Gegensatz Gervinus! Wie Brandes! Und überall in diesen Werken über dem aesthetisch-literarischen ein anderer Standpunkt, ein religiöser, sittlicher, politischer, je nachdem. Mühsam nur können sich die Werke, die mehr oder minder frei davon sind, dagegen behaupten: Hettner, der treffliche, und Scherer, sie sind doch nur in die Kreise ihrer Schüler gedrungen, in die Kreise der Studirenden, der Fachleute. Es ist nicht damit gethan, wenn man sich darüber hinweghilft mit der Betrachtung, daß nur das Mittelmäßige zu jeder Zeit populär ist. Die Augen gilt es aufzumachen und Herz und Nieren zu prüfen, wo die Schuld liegt. Ob sie nicht eben so an den Gelehrten wie am Volk liegt; ob nicht ein Zuviel an Fachsimpelei auf dieser, geistiger Trägheit auf jener Seite zu einer schlimmen Entfremdung geführt hat, die beiden Theilen nur Schaden bringt; ob das Richtige nicht eine stete Wechselwirkung wäre: hier der von der Theilnahme seines Volkes begleitete Gelehrte, dort das von ihm geführte und begeisterte Volk. Das ist kein Idealbild in Gold und Blau; wir haben doch schon annähernde Erfüllungen gehabt. Aber natürlich: der Professorendünkel muß fallen, — und unsere Gelehrten müßten Deutsch schreiben lernen. So lange es noch möglich ist, daß Forscher ersten Ranges wie Bastian einen Stil schreiben, der an die schlimmsten Uebersetzungen aus dem Lateinischen gemahnt, so lange muß jede Hoffnung schwinden. Und Herman Grimm hatte ein gutes Recht zu seiner ironischen Bemerkung an seine Studenten, daß es einen Gelehrten nicht schände, wenn er einen guten deutschen Stil schreibe.

Daß uns eine Literaturgeschichte fehlt, die zugleich verläßlich und volksthümlich im besten Sinne ist, deren wirkende Kraft die Herzen bezwingt und erfüllt und die doch auch im Fachlichen allen Ansprüchen genügt, Das weiß ja Jeder, der nur einmal in dieses Gebiet hineingeschaut

hat. Wir haben die Sehnsucht danach, wie wir die Sehnsucht nach einer deutschen Geschichte, nach einem Buch über Goethe hatten. Das Buch über Goethe wollten uns Dutzende von Leuten geben; der erfolgreichste, Bielschowsky, versuchte, Lewes mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, und erzählte, wo die übrigen Biographen reflektirten. Dieses Prinzip, das ihm goldene Frucht getragen hat, wird wenigstens zum Theil auch mitbestimmend sein müssen für Den, der die Aufgabe übernimmt, dem deutschen Volke eine Geschichte seiner Dichtung zu geben.

In letzter Zeit ist nun ein neuer Versuch gemacht worden, der Lösung dieser Aufgabe näherzukommen. Friedrich Vogt und Max Koch, die beiden breslauer Professoren, haben sich dazu verbunden und mit frohen Hoffnungen sah man ihrer „Geschichte der deutschen Literatur“*) entgegen. Besonders auf die Darstellung des neueren Schriftthumes, die Max Koch übernommen hatte, durfte man gespannt sein. Denn Koch ist nicht nur moderner, sondern auch origineller als die meisten seiner Kollegen, ist ein Charakterkopf, der seinen Haß und seine Liebe hat. Und weiter schienen beide Gelehrte auf dem richtigen Wege zu sein in ihrem Streben, alle Resultate der neueren wissenschaftlichen Forschung in einer durchaus gemeinverständlichen Darstellung zu verwerthen; in ihrem Streben, den Blick über das rein Literarische hinaus zu erheben und die literargeschichtlichen Vorgänge auf dem Untergrund der politischen und kulturhistorischen Zustände zu entwerfen. Nun ist das Buch da, — und die frohen Hoffnungen waren verfrüht. Denn mir scheint, als wären zwar die nebensächlichen Fehler der anderen populären Werke vermieden, die hauptsächlichen aber genau so nachgemacht worden. Max Koch, Dem die schwerere Aufgabe zufiel, ist daran gescheitert. Die Darstellung der alten Literatur ist einfacher. Wer sich in sie vertiefen will, Dem mag noch immer der alte Vilmar dienen, dessen Darstellung bei allen Unrichtigkeiten so leicht nicht übertroffen werden wird. Aber für die neuere Literatur hatten wir wenig und haben viel erwartet. Vielleicht kann uns die Arbeit Max Kochs aber zum Segen werden, wenn man seine Fehler sich ansieht und davon lernt, ohne seine Vorzüge darüber zu vergessen.

Seine Leitidee, die das geistige Band abgiebt, ist in gewissem Sinne — und Das ist absolut kein Tadel — auch unliterarisch. Es ist, kurz gesagt, die nationale Idee. Ich wüßte keine bessere und größere in diesem Falle. Sie darf nicht den Blick trüben und ein parteipolitisches Programm werden; sie darf nicht kleinlich werden und die Urtheilsfähigkeit herabmindern. Es wird auch hier immer auf die Geister ankommen, die sie beherrscht. Wer Hoffmann von Fallersleben für einen großen Dichter hält, weil er „Deutsch-

*) Leipzig, Bibliographisches Institut.

land, Deutschland über Alles" geschrieben; wer Heinrich Heine für einen minderwerthigen Poeten hält, weil er den preußischen Adler verhöhnt; wer Wildenbruch und Dahn, deren Vaterlandsliebe in ihrer Ehrlichkeit gewiß erquicklich ist, deshalb auch schon zu poetischen Genies stempelt, Dem hat diese nationale Idee allerdings Scheuklappen angelegt wie die demokratisch-liberale dem braven Scherr, Der hat sie seiner eigenen Kleingeistigkeit und Beschränktheit angepaßt. Schon der Ausdruck „nationale Idee" giebt etwas viel zu Bewußtes, ist gewissermaßen pharisäerhaft. Das Nationale, wie ich es verstehe, ist etwas Angeborenes, ein Herzschlag, eine bestimmte Art des sittlichen Fühlens, ein in seinem besten und letzten Theil von uns Unabhängiges, das geheimnißvolle Band, mit dem wir unlösbar verknüpft sind unseren Vätern, der Vergangenheit, unserem Heimathboden, unserem Volk. Es ist da oder es ist nicht da. Es giebt einen festen, wurzelkräftigen Stand, und wie hoch ein Mensch sein Haupt erhebt, wie frei sein Blick, wie weit sein Horizont ist, Das hängt von seiner Intelligenz, seiner Begabung ab; das nationale Empfinden an sich macht ihn geistig weder größer noch kleiner. Der Eine spricht sichs zu und kämpft dafür und hat es nicht; der Andere spöttelt darüber und lehnt es ab und es sitzt doch tief in ihm und erfüllt ihn. Den Einen begleitet es in Philisterthum und Enge, dem Anderen folgt es auf Menschheithöhen und zu unsterblichen Zielen. Es steckt in den seichten Versen eines Hoffmann und in den schönen Liedern Uhlands, es schlägt aber auch durch in dem Gewaltigsten, was der Volksgeist durch Dichtermund geschaffen, in den ewigen Dokumenten der Nationen, die die Nationen selbst überleben: in der Bibel und unseren alten Epen, in den homerischen Gedichten und Dantes unsterblichem Poem, in Shakespeares Lebenswerk und Goethes Faust. Es ist ihm kein Ziel gesteckt weder nach oben noch nach unten. Und wenn ich sagte, ich wüßte mir keinen besseren Leitstern — gegen das Bewußte in dem Wort habe ich mich schon ausgesprochen —, so meine ich es erstens deshalb, weil ich in ihm keine Fessel sehe, die große Flüge verhindert, und zweitens deshalb, weil dieser nationale Pulsschlag einem Werke, auch dem Werke eines Geringeren, jene innere Einheit und Geschlossenheit giebt, die zum Siegen nothwendig ist. Innere Einheit, die keinen Widerspruch, nicht so einen logischen wie einen des Fühlens, in sich duldet, sie allein giebt auch die Macht zu Dem, was Herman Grimm den alles durchschlagenden „Küraſſierhieb" nennt; jene Macht, die uns gefangen nimmt, daß es aus dem fest geschlossenen Kreise kein Entrinnen mehr giebt, die uns fortreißt, bezwingt, uns freudige Sicherheit und Begeisterung einflößt. Nichts Anderes wollen und wünschen wir ja. Der Wege dazu mags mehrere geben: das Ziel ist das ewig-eine.

Max Koch nun faßt seine Leitidee meines Erachtens nicht tief genug; er bleibt hier und da am Stofflichen hängen und wird unfrei. Das ist der

erste Mangel seiner Arbeit. Der zweite: er versteht es nicht, zur rechten Zeit zu vergessen; er wagt es nicht, kühne Schritte zu thun, kleinere Geister zu übergehen; er häuft zu viel Material an, das Unterholz wuchert allzu üppig, nimmt Licht und Luft und das Ende ist eine Verwirrung des Lesers. Der dritte Mangel, eng dem zweiten verbündet: es fehlt dadurch an Raum, über führende Geister etwas Tüchtiges zu sagen; es fehlt ihm vielleicht auch die Kraft und Kunst, kurz, scharf, schneidig zu charakterisiren, seine Urtheile epigrammatisch zu prägen, daß sie haften bleiben; selbst da, wo sie originell sind, fehlt ihnen die zwingende Form. Und viertens endlich: die modernste Literatur hat Koch vielleicht doch zu wenig studirt, um ganz beschlagen zu sein und Schnitzer zu vermeiden. Alle diese Mängel trugen auch die früheren gemeinverständlichen Werke über deutsche Literatur. Sie hatten fast alle den weiteren einer mehr oder minder groben Unzuverlässigkeit im Einzelnen. Das ist in dem neueren Werke bis auf überall unterlaufende Ungenauigkeiten vermieden worden. So hat das Publikum ein gutes Nachschlagebuch, das gefällig belehrt, gesicherte Ergebnisse der Spezialforschung wiedergiebt, in allen Fragen nach dem mehr Thatsächlichen Vertrauen verdient und von unterrichteten Männern, die auch ein von dem gangbaren abweichendes Urtheil nicht scheuen, geschrieben ist. Aber Geschichte im höheren Sinne giebt dieses Buch nicht. Dazu fehlt es ihm an Größe und Kühnheit, dazu fehlt es ihm an Form. Und deshalb müssen wir weiter ausschauen nach Dem, der da kommen und von Koch lernen soll, wie es nicht gemacht werden darf.

Ich sagte zunächst, Koch hätte den Begriff National zu wenig tief gefaßt, er bleibe zu sehr hier und da am Stofflichen hängen, er werde unfrei dadurch und ungerecht. Sein aesthetisches Urtheil ist dann oft wunderlich. Heine dadurch abzuthun, daß man ihn Harry nennt, seine sittliche Anrüchigkeit hervorhebt, seine Deutschfeindlichkeit betont: Das geht nun schließlich doch nicht. Wenn Koch auch nur den Versuch gemacht hätte, seine Verse zu charakterisiren, dem Leser zu zeigen, wie Heine die lyrischen Formen ausgebildet, wie er in die Entwickelung deutscher Dichtung eingegriffen, welche Nachwirkungen er gehabt, wie sein Charakter sich gebildet, durch welche politischen, religiösen, nationalen, literarischen Faktoren er gerade diese Ausprägung erhalten hat! Aber nichts von Alledem. Der Kritiker irgend eines Generalanzeigers mit antisemitischer Tendenz würde eben so viel über Heine zu sagen wissen, wie der breslauer Universitätlehrer hier gesagt hat. Nicht eine Bemerkung, die packt. Und dabei ist gerade Heine der billigste Probirstein für einen Literarhistoriker. Mag man ihn in den Himmel oder in die Hölle versetzen: Das ist ja vollständig nebensächlich. Aber man muß dann beweisen, daß man eine blitzende Klinge führt und Funken schlagen kann. Und wie man hier stutzig wird, so wird man bald vor anderen Urtheilen

stutzig. Nicht so innere Widersprüche tauchen auf wie ein Mangel an Blick für Größenverhältnisse. Was nützt mir alles nationale Empfinden, wenn es die Talentunterschiede zwischen dem bänkelsängerischen Hoffmann von Fallersleben und dem knorrigen Arndt verwischt, wenn es, gerade als nationales Empfinden, sich nur zu einem mühsamen Lob für Wilhelm Raabe aufschwingt, harmlose Komiker wie Wilhelm Arent ernst nimmt und Hans Hoffmann vergißt? Wo ist da der Maßstab? Gewiß, es tauchen kräftige und gute Worte auf, Worte gegen den schlechten Einfluß Berlins als angehender Literaturcentrale und manche andere. Aber was dadurch gut gemacht wird, macht ein wilder Richard-Wagner-Fanatismus wieder schlecht. Hier ist der Punkt, wo diese „nationale Idee" eine dicke Binde um Kochs Augen schlingt, wo er ganz am Stofflichen klebt, wo er ungerechter wird, als er gegen Heine war. Ich frage mich vergebens, wie ein Goethereifer, der die offenen und versteckten Herrlichkeiten des Faust als ewig neue Offenbarungen genießt, an der klappernden Geschmacklosigkeit wagnerischer Verse, an dem Kunstmischmasch und Sprachsud sich ergötzen kann? Ich frage mich vergeblich, wie ein nationales Empfinden, dessen heiligstes Gut doch die deutsche Sprache sein muß, angezogen werden kann von dem „Dichter" Wagner, der dieser Sprache nach Arno Holzs richtigem Wort dreist ins Gesicht spie? Aber Koch schwärmt, wie seine Kollegen Muncker und Golther, für den dichterischen Genius Wagner. Und da hört mein Verständniß so völlig auf wie bei Friedrike Kempner. Ich möchte nicht mißverstanden werden: gewiß gehört Richard Wagner in die deutsche Literaturgeschichte. Aber er gehört nur hinein wie Bismarck oder Friedrich der Große; er gehört nur hinein, weil sein Genie gewaltige Wirkungen auf die Menge ausgeübt, mächtig eingewirkt hat aufs Volk und so indirekt selbstverständlich auch die Dichtung beeinflußte. Direkt nicht: die deutschen Dichter haben ihn nie für einen Poeten gehalten, seine Stabreimexperimente hat kein Mensch nachgemacht, kein irgendwie bedeutender, ja ich glaube, selbst kein unbedeutender Dichter der älteren oder jüngeren Generation steht oder stand unter seinem Einfluß. Nur hat er das nationale Element angefacht im Volk; nicht etwa allein, Das hat Bismarck noch besser besorgt, und dadurch geschah naturgemäß eine gewisse Rückwirkung auf die Poeten. Wenn man ihn so, als Zeit- und Kulturfaktor, betrachtet, dann wird eine Literaturgeschichte ihn nennen müssen; als Dichter war er, ist er und wird er sein völlig bedeutungslos für unsere Literatur. Und eben so schief faßt Koch Bismarck an. Auch er gehört in die Geschichte unserer Dichtung, aber nicht etwa seiner Briefe wegen, die bei aller realistischen Kraft, bei aller Markigkeit und Plastik doch eben nebensächlich sind, sondern seiner Lebensthat wegen, die, wie nach Goethe die Thaten Friedrichs, einen neuen Lebensinhalt für unsere Dichtung geschaffen, ohne die unsere junge Generation, die neue Entwickelung un-

feres Schriftthumes undenkbar ist. Aber Koch bespricht Bismarcks Briefe und Wagners „Dichtungen". Mit anderen Worten: die Weite des Blickes fehlt ihm und ein ursprünglich richtiges Empfinden ergreift das Nächste, Nebensächliche, um die Hauptsache zu übersehen. Heißt Das nicht, kurz ausgedrückt: der historische Sinn fehlt? Und weiter: wenn Das, was ich national nenne, nun gerade diesen historischen Sinn einschlösse, untrennbar mit ihm in der verecundia — in goethischer Auffassung — verknüpft wäre, was dann? Ist Max Koch dann im höchsten Sinn national und ursprünglich oder nur ein wackerer, ehrlich überzeugter Landsknecht für die nationale Sache? Ich möchte diese Frage offen lassen.

Ferner glaubte ich zu finden, daß ihm Kühnheit und Form fehle. Es liegt ja gewiß in der Menschen- und vor Allem in der Gelehrtennatur, möglichst Alles auszupacken, was man weiß. Aber das alte Wort: Weniger wäre mehr, hat noch immer Geltung. Max Koch hat den gröbsten Fehler moderner Literarhistoriker mitgemacht: er setzt sich, um das Bild zu brauchen, auf einen Berggipfel und in einer tollen Hörnerschlittenfahrt gehts dann zu Thal. Was mitgerafft werden kann, wird mitgerafft, tausend Namen purzeln in wüstem Kuddelmuddel durcheinander, jedem wird ein mehr oder minder freundliches Beiwort an den Kopf geworfen, und kommt man unten an, so ist man halb verrückt von all den Namen, hat keinen behalten, der geistige Gewinn ist gleich Null, — und nur der Herr Professor hat die Freude, „nichts ausgelassen zu haben." Ueber einen Menschen, den ein Schnellzug durch Deutschland führt und der nachher Deutschland „kennt", lachen wir. Aber Max Koch fordert seine Leser zu nichts Anderem auf; und die Mehrzahl aller Literarhistoriker macht es eben so. Was gehen den Leser die tausend Namen der kleinen Geister an, von denen er nie Etwas hören und lesen wird! Sie illustriren eine Zeit, gewiß. Aber nicht ihre Namen, sondern ihre Art. Und diese Art gilt es, zusammenzufassen. Nehmen wir die Epoche von 1850 bis 1880, die Blüthezeit der kleinen Talente. Da hat der Historiker zunächst die gemeinsamen Züge dieser Dichter zu suchen; von den drei Jahrzehnten ein Gemälde zu entwerfen, die Erschöpfung nach 1848, das langsame Erwachen des politischen Lebens, die immer mehr in den Vordergrund tretende Riesengestalt Bismarcks, den gewaltigen Umschwung zu zeichnen; parallell damit das Dichtergeschlecht zu charakterisiren, nachzuweisen, wie die Literatur, die in den dreißiger und vierziger Jahren der Politik voranmarschirte, ihr nun nachtastet; und nachdem eine erschöpfende Allgemeindarstellung des Charakters der Epoche und des Charakters der Dichtergeneration gegeben ist, dann auf diesem großen, hellen Grunde die bedeutendsten Persönlichkeiten hervortreten zu lassen, in denen, hier stärker, dort schwächer, diese allgemeinen Linien herrschen, die den besten und vollendetsten Ausdruck für die Sehnsucht, über-

haupt für den Geist der Zeit, gefunden haben, also Geibel in erster Linie. Hier wird eine lebensvolle Gestalt, ein ausführliches Gemälde zu entwerfen sein. Eben so in natürlichen Abstufungen von den zehn, zwanzig bedeutendsten mit ihm. Dann mit kühnem Ruck all die Hunderte kleinerer Poeten über Bord geworfen. Kennen wird sie der Historiker müssen, denn sie illustriren, wie gesagt, die Zeit, aber er wird sie nicht nennen. Denn ihr Bestes und Charakteristischstes wird er hineingewoben haben in die allgemeine Darstellung der Epoche und der in ihr wirkenden Kräfte und Strömungen. Aber Koch schüttet einen ganzen Ameisenhaufen aus; Das kribbelt in tausend unruhigen Punkten durcheinander, das Auge hat keinen Ruhepunkt, er selbst hat das Kommando, der Leser jede Uebersicht verloren und eine allgemeine Rathlosigkeit ist der unerwünschte Erfolg. Nichts Schlimmeres kann passiren, denn der Leser verliert dadurch Glauben und Vertrauen. Kommandire falsch, aber kommandire! Denn das Publikum will ein Kommando hören und folgt durch Dick und Dünn, wenn es einen wirklichen Feldherrn an der Spitze sieht. Koch kann nicht kommandiren, er bringt die Masse nicht in Schlachtordnung, er verliert die Schlacht. Das ist die Hauptsache; im Uebrigen darf ich mich kurz fassen. Die Kunst fehlt, wie gesagt, die faculté maîtresse eines Dichters herauszufinden und mit einem Wort den Leser gerade den Henkel in die Hand zu geben, ihm gerade jenes Stück Bindfaden zu präsentiren, von dem aus sich wie von selbst das ganze Knäuel aufwickelt. Man sieht, Alles geht schließlich auf ein Einziges hinaus und zurück. Ein Kardinalfehler, — und man braucht für die weiteren nicht zu sorgen. Da ist es fast nebensächlich, daß die jüngste Dichtung ein Kapitel bekommt, das neben thatsächlichen Unrichtigkeiten für Den, der jede einzelne Phase der Bewegung bis ins Speziellste beobachtet hat, einen halb dilettantischen Charakter trägt. Wenigstens merkt man sofort, daß Koch, so viel er auch gelesen hat, nicht den vollen Ueberblick besitzt und auch ganz zufällige Lecture in dieses Kapitel hineinstopft. Das ist, wie gesagt, nebensächlich; die thatsächlichen Unrichtigkeiten gehen nur den Autor an; ihm will ich sie gern sagen.

Hier handelt es sich ja nicht um Max Koch, sondern um Literaturgeschichte. Daß dabei auf ein spezielles Buch exemplifizirt wird, mag dem Autor unerwünscht sein. Zum Verständniß der vorgetragenen Anschauungen hielt ich es für vortheilhaft. Und so ständen wir denn wieder am Ausgangspunkt, müssen weiter warten und still sein. Ich habe nicht die gewisse Ueberzeugung des alten Reimann, daß Literaturgeschichte für uns das Nothwendigste sei. Wir sind kein literarisches Volk mehr, wie wir es waren, wie wir es sein werden. Und ich wünschte, offen gestanden, nicht, diese Zeit zu erleben, so sehr sich auch die vorbereitenden Anzeichen mehren, daß sie nicht mehr allzu fern ist. Etwas muß faul im Staat sein, wenn das Volk literarisch ist.

Unter Bismarck pfiffen wir auf die Poeten. Die Betroffenen mögen klagen; wenn sie etwas weiter sehen, werden sie das ihnen gefallene Loos vielleicht gern auf sich nehmen und ein Volk der That einem Volk der Träume vorziehen. Aber Das hindert ja nicht, daß wir daneben ruhig weiter nach dem Historiker ausspähen, der uns die Geschichte unserer neueren Dichtung schreibt.

Karl Busse.

Dämon Papst.

„Also Du willst mir Deine Seele nicht verkaufen?“ fragte der Teufel. „Danke“, sagte der Schüler, „ich möchte sie lieber selbst behalten. Dir wird es wohl einerlei sein.“

„Aber es ist mir durchaus nicht einerlei; ich brauche sie dringend. Komm, ich will nobel sein: ich bot Dir zwanzig Jahre, Du sollst dreißig haben.“

Der Schüler schüttelte den Kopf.

„Vierzig.“

Abermaliges Kopfschütteln.

„Fünfzig.“

Wie vorher.

„Nun“, sagte der Teufel, „ich weiß, ich mache einen dummen Streich, aber ich kann es nicht übers Herz bringen, zuzusehen, wie ein geistvoller, hoffnungreicher Mensch sich wegwirft. Ich will Dir einen ganz anderen Vorschlag machen. Es soll jetzt zwischen uns kein Feilschen mehr geben. Ich werde Dich in den nächsten vierzig Jahren in der Welt in die Höhe bringen. Heute über vierzig Jahre kehre ich zurück und fordere meinen Lohn. Nicht etwa Deine Seele oder sonst Etwas, Das nicht vollkommen in Deiner Macht steht, zu gewähren. Wenn Du es mir giebst, sind wir quitt, wenn nicht, fliege ich mit Dir davon. Na, was sagst Du?“

Der Schüler besann sich einige Augenblicke; endlich sagte er: „Einverstanden.“

Kaum war der Teufel verschwunden — was allsogleich geschah —, als ein Bote auf einem schnaubenden Roß an dem Thor der Stadt erschien. Nachdem er den Schüler Gerbert gefunden hatte, übergab er ihm ein Handschreiben des Kaisers Otto, das seine Ernennung zum Abt von Bobbio enthielt, „in Anbetracht“, wie das Dokument besagte, „seiner außerordentlichen Gelehrsamkeit und Tugenden, schier wunderbar bei Einem, der so jung an Jahren sei.“ Solche Boten waren häufige Besucher während der glücklichen Laufbahn Gerberts. Er wurde Abt, Bischof, Erzbischof, Kardinal und bestieg schließlich den päpstlichen Stuhl im April des Jahres 999 als Silvester der Zweite.

Es herrschte damals allgemein der Glaube, daß die Welt im nächsten Jahre untergehen werde, und dieser Glaube wurde unterstützt durch die Wahl eines obersten Hirten, dessen Berühmtheit als Theologe zwar nicht unbeträchtlich

war, keineswegs aber seinem Ruf als Schwarzkünstler gleichkam. Doch die Welt ging während dieser dräuenden zwölf Monate ruhig ihren Gang und eines Morgens in dem ersten Jahre des elften Jahrhunderts saß Gerbert friedlich in seinem Bibliothekzimmer und las ein Magiebuch. Bände voll Algebra, Astrologie, Alchemie, aristotelischer Philosophie und anderer leichter Lecture standen in den Regalen. Auf einem Tische sah man eine verbesserte Uhr seiner Erfindung, — nächst seiner Einführung der arabischen Zahlen sein Hauptvermächtniß an die Nachwelt. Plötzlich rauschte ein Flügelschlag und Luzifer stand an seiner Seite.

„Es ist lange her", sagte der Böse, „seit ich das Vergnügen hatte, Dich zu sehen. Ich bin nun gekommen, Dich an den kleinen Kontrakt zu mahnen, den wir heute vor vierzig Jahren abschlossen."

„Du entsinnst Dich wohl, daß Du nichts verlangen darfst, was zu gewähren meine Macht überschreitet."

„Das will ich auch gar nicht", sagte Luzifer. „Im Gegentheil, ich bin im Begriff, eine Gunst zu erbitten, deren Verleihung allein bei Dir steht. Du bist Papst. Ich wünsche, daß Du mich zum Kardinal machst."

„Mit der Anwartschaft wohl, bei der nächsten Vakanz Papst zu werden?" erwiderte Gerbert.

„Einer Anwartschaft", sagte Luzifer, die sehr begründet ist, — bei meinem Reichthum, meiner Erfahrenheit in Ränken und dem jetzigen Stande des heiligen Kollegiums."

„Du würdest gewiß trachten, die Fundamente des Glaubens umzustürzen und durch einen Kurs von unerhörter Verworfenheit und Verruchtheit die heilige Sache verhaßt und verächtlich zu machen."

„Im Gegentheil", sagte der Böse, „ich würde die Ketzerei ausrotten und mit allem Wissen und Können, das ja unvermeidlich zu solchem Uebel führen muß, den Anfang machen. Ich würde nicht dulden, daß irgend Jemand lese, — außer dem Priester; und auch der nur das Brevier. Ich würde Eure Bücher bei der ersten schicklichen Gelegenheit zugleich mit Euren Knochen verbrennen. Ich würde eine strenge Schicklichkeit des Betragens beobachten und sorgsam darauf bedacht sein, kein Glied in der mächtigen Kette zu lockern, die ich für die Geister und die Gewissen der Menschheit geschmiedet habe."

„Wenn Dem also ist, so laß uns aufbrechen," sagte Gerbert.

„Wie? Du bist willens, mich in die Höllenregion zu begleiten?"

„Gewiß, eher, denn zum Mitschuldigen werden an der Verbrennung des Plato und Aristoteles, eher, denn die Finsterniß herbeiführen, gegen die ich mein Leben lang gekämpft habe."

„Gerbert," erwiderte der Teufel, „Du treibst Deinen Spott mit mir. Weißt Du nicht, daß kein guter Mensch mein Reich betreten darf? Daß, wenn so Etwas möglich wäre, mein Reich mir unerträglich werden müßte und ich gezwungen wäre, abzudanken?"

„Ich weiß es; und deshalb konnte ich Deinen Besuch gelassen erwarten."

„Gerbert", sagte der Teufel mit Thränen in den Augen, „ich frage Dich: ist Das anständig, ist Das ehrlich gehandelt? Ich mache mich anheischig, Deine Interessen in der Welt zu fördern, ich erfülle mein Versprechen, Du steigst durch meine Vermittelung zu einer Stellung auf, zu der Du ohne mich nie gelangt

wäreſt. Wie oft hatte ich bei der Wahl eines Papſtes meine Hand im Spiele! Aber zum erſten Male habe ich dazu beigetragen, die Tiara Einem zu verleihen, der im Rufe der Tugend und Gelehrſamkeit ſtand. Du ziehſt allen Vortheil aus meinem Beiſtand, — und nun willſt Du mich um meinen rechtmäßigen Lohn prellen? Ich mache wieder die alte Erfahrung, daß die Gerechten weit ſchlauer und unzuverläſſiger ſind als die Sünder und mit ihnen viel ſchwerer ein Auskommen iſt."

„Luzifer," antwortete Gerbert, „ich hatte immer im Sinn, Dich als Gentleman zu behandeln, in der Hoffnung, daß Du Dich auch als Solchen erweiſen würdeſt. Ich will nicht danach fragen, ob es völlig in Einklang damit war, durch Androhung einer Strafe — die, wie Du ſehr wohl wußteſt, nicht vollſtreckt werden konnte — mich zur Willfährigkeit für Deine Wünſche einzuſchüchtern. Ich will dieſe kleine Unregelmäßigkeit überſehen und Dir ſogar mehr gewähren, als Du verlangt haſt. Du wünſchteſt, Kardinal zu werden: ich will Dich zum Papſt machen."

„Ah!" rief Luzifer und eine innere Gluth leuchtete durch ſeine ſchwärzliche Haut, wie wenn verglimmende Aſche zur Flamme angeblaſen wird.

„Für zwölf Stunden," fuhr Gerbert fort; „nach Ablauf dieſer Zeit wollen wir die Sache weiter erwägen; und wenn, wie ich vorausſetze, Du nach Ablauf dieſer Friſt begieriger biſt, Dich der päpſtlichen Würde zu entäußern, als Du warſt, ſie Dir zu verſchaffen, verſpreche ich Dir die Gewährung jeder Gabe, ſofern ſie in meiner Macht und mit Moral und Religion in keinerlei Widerſpruch ſteht."

„Abgemacht!" ſchrie der Dämon. Gerbert murmelte einige kabbaliſtiſche Worte, — und ſogleich ſtanden in dem Gemach zwei Päpſte Silveſter, völlig ununterſcheidbar, außer an ihrer Kleidung und der Thatſache, daß der Eine auf ſeinem linken Fuße leicht hinkte.

„Du wirſt die päpſtlichen Gewänder in dieſem Schrein finden," ſagte Gerbert und zog ſich mit ſeinem Magiebuch durch einen unſichtbaren Ausgang in ein geheimes Gemach zurück. Als die Thür ſich hinter ihm ſchloß, lachte er und murmelte: „Armer Luzifer, — wieder angeführt."

Wenn Luzifer angeführt war, ſchien er es durchaus nicht zu merken. Er näherte ſich einer großen Silberplatte, die als Spiegel diente, und betrachtete ſich mit einigem Mißfallen.

„Ich ſehe wirklich ohne meine Hörner nicht halb ſo gut aus," ſprach er zu ſich, „und ich bin gewiß, mein Schweif wird mir empfindlich fehlen. Doch Tiara und Schleppe entſchädigten ihn bald reichlich für dieſes Anhängſel und Luzifer war nun jeder Zoll ein Papſt. Er war eben im Begriff, den Ceremonienmeiſter zu rufen, um ein Konſiſtorium zu verſammeln, als die Thür aufgeriſſen wurde und ſieben Kardinäle mit gezückten Dolchen herein ſtürzten. „Nieder mit dem Zauberer," riefen ſie, während ſie ihn ergriffen und knebelten.

„Tod dem Sarazenen!"

„Uebt Algebra und andere Teufelskünſte!"

„Verſteht Griechiſch!"

„Spricht Arabiſch!"

„Lieſt Hebräiſch!"

„Verbrennt ihn!"

„Erwürgt ihn!“

„Laßt ihn von einem Allgemeinen Konzil absetzen!“ sagte ein ganz junger, unerfahrener Kardinal.

„Da sei Gott vor!“ sagte ein alter, wissender sottovoce.

Luzifer wehrte sich mächtig, aber die schwache Gestalt, zu der er für die nächsten Stunden verurtheilt war, war schnell erschöpft. Er ward gefesselt und dem Hilflosen vergingen die Sinne.

„Brüder,“ sagte einer der älteren Kardinäle, „es ist von den Exorzisten überliefert, daß ein Zauberer, überhaupt Jeder, der im Bunde mit dem Bösen steht, gemeiniglich an seiner Person ein sichtbares Zeichen des höllischen Paktes trägt. Ich schlage vor, daß wir sofort nach dem Stigma suchen, dessen Entdeckung überdies dazu beitragen wird, unser Vorgehen in den Augen der Welt zu rechtfertigen.“

„Ich stimme dem Vorschlag unseres Bruders aus vollem Herzen bei,“ sagte ein Anderer; „um so mehr, als es uns wahrlich nicht fehlen kann, ein solches Zeichen zu entdecken, sofern wir nur wünschen, es zu finden.“

Die Untersuchung begann also und war noch nicht weit gediehen, als ein einstimmiger Aufschrei der sieben Kardinäle verrieth, daß ihre Forschung mehr zu Tage gefördert hatte, als sie je zu hoffen wagten. Der Heilige Vater hatte einen Pferdefuß! Während der nächsten fünf Minuten blieben die Kardinäle völlig betäubt, sprach- und bewegunglos vor Ueberraschung. Als sie allmählich ihre Denkfähigkeit wieder erlangten, wäre es für einen Beobachter unverkennbar gewesen, daß der Papst gewaltig in ihrer Achtung gestiegen war.

„Das ist eine Sache, die sehr reifliche Erwägung fordert,“ sagte Einer.

„Ich habe immer Bedenken gegen Uebereilung gehabt,“ sagte ein Anderer.

„Es steht geschrieben: Der Teufel glaubt,“ sagte ein Dritter. „Der Heilige Vater ist also in keinem Falle ein Haeretiker.“

„Brüder,“ sagte der Erste, „diese Sache bedarf in der That reiflicher Erwägung, wie unser Bruder weislich bemerkt. Ich schlage deshalb vor, daß wir, statt — wie wir es ursprünglich vorhatten — Seine Heiligkeit mit Kissen zu ersticken, ihn vorläufig in das nächste Gefängniß einsperren und, nachdem wir die Nacht in Betrachtung und Gebet verbracht haben, uns morgen wieder mit der Angelegenheit beschäftigen.“

„Den Palastoffizieren müssen wir sagen, Seine Heiligkeit habe sich zu Andachtübungen zurückgezogen und wolle unter keiner Bedingung gestört werden,“ fügte Einer hinzu.

„Ein frommer Betrug,“ sagte ein Anderer, „den keiner der Kirchenväter gezögert hätte, zu begehen.“

So ergriffen die Kardinäle denn den noch bewußtlosen Luzifer und trugen ihn sorgsam, beinahe zärtlich, in das für seine Gefangenschaft bestimmte Gemach. Jeder hätte gern sein Erwachen abgewartet, aber Jeder fühlte, daß die Augen der sechs Brüder auf ihm ruhten, und so zogen sie sich alle Sieben gleichzeitig zurück; Jeder nahm einen Schlüssel zur Zelle mit. Fast unmittelbar darauf kam Luzifer wieder zum Bewußtsein. Er hatte nur noch eine sehr verworrene Ahnung von den Umständen, die ihn in diese Klemme gebracht hatten, und konnte sich nur sagen, daß, wenn die Freuden der päpstlichen Würde so aussehen, er recht sehr gewünscht hätte, davon vorher unterrichtet zu werden.

Das Gefängniß war nicht nur vollkommen finster, sondern auch entsetzlich kalt und der beklagenswerthe Teufel hatte in seiner jetzigen Gestalt keinen latenten Vorrath an höllischer Hitze, die ihm nun sehr nützlich gewesen wäre. Seine Zähne klapperten, er bebte an allen Gliedern und fühlte sich von Hunger und Durst verzehrt. Es steckt viel Wahrscheinlichkeit in der Behauptung einiger seiner Biographen, daß er bei diesem Anlaß den Alkohol erfunden habe; möglich: doch was nützte ihm die Erfindung, da er nichts zu trinken hatte? So schlich die lange Januarnacht qualvoll dahin und Luzifer glaubte schon, vor Erschöpfung vergehen zu müssen, als ein Schlüssel sich kreischend im Schloß drehte und der erste Kardinal behutsam hereinglitt, eine Lampe, einen Laib Brot, Wein und ein halbes gebratenes Zicklein tragend.

„Ich hoffe," sagte er, sich artig verneigend, „daß mir ein etwa begangener Verstoß gegen die Etikette gnädig nachgesehen werden wird, mit Rücksicht auf die Ungewißheit einer Lage, in der ich leider nicht zu entscheiden vermag, ob Eure Heiligkeit oder Eure Höllische Majestät die geziemende Form der Anrede ist."

„Bub—ub—bub—bro," ächzte Luzifer, der noch den Knebel im Munde stecken hatte.

„Himmel! Ich erflehe von Eurer Höllischen Heiligkeit Vergebung! Welch ein beklagenswerthes Versehen!" rief der Kardinal, befreite Luzifer von dem Knebel und den Fesseln und breitete vor ihm die mitgebrachten Erfrischungen aus, über die der Teufel mit Heißhunger herfiel.

„Warum, zum Teufel, wenn ich mich so ausdrücken darf," fuhr der Kardinal fort, „hat uns Eure Heiligkeit nicht merken lassen, daß Eure Heiligkeit der Teufel seien? Keine Hand hätte sich dann gegen Eure Heiligkeit erhoben. Ich selbst habe mein Leben lang meinen Sinn auf eine solche Audienz gerichtet gehabt, die mir nun so unverhofft günstig zu Theil wird. Warum dieses Mißtrauen gegen Euren ergebenen Knecht, der Euch während all dieser Jahre treu und eifervoll gedient hat?" Luzifer wies auf den Knebel und die Fesseln.

„O, ich werde mir nie den Antheil vergeben," rief der Kardinal, „den ich an dieser unseligen Sache habe. Nächst der Sorge für die leibliche Stärkung Eurer Heiligkeit liegt mir jetzt nichts so sehr am Herzen wie der Wunsch, meiner Reue Ausdruck zu geben. Aber ich beschwöre Eure Majestät, eingedenk zu sein, daß ich glaubte, in Eurer Majestät Interesse zu handeln, wenn ich einem Zauberer das Handwerk legte, der gewöhnt war, Eure Majestät auf Botschaft auszuschicken, und dem es vielleicht gar einmal beifallen konnte, Eure Majestät in den Sack zu stecken und ins Meer zu werfen. Es ist höchst beklagenswerth, daß Eurer Majestät ergebene Diener so in die Irre geführt werden konnten."

„Staatsrücksichten", suggerirte Luzifer.

„Ich hoffe, daß sie nicht mehr wirksam sind," sagte der Kardinal. „Doch nun ist das Heilige Kollegium mit der ganzen Sache vollkommen vertraut, es ist also unnöthig, diesen Theil der Angelegenheit weiter in Betracht zu ziehen. Ich möchte nur demüthig um die Erlaubniß flehen, mit Eurer Majestät — oder vielleicht eher mit Eurer Heiligkeit, da es sich um geistliche Dinge handelt? — konferiren zu dürfen, und zwar über den wichtigen und heiklen Punkt, der Eurer Heiligkeit Nachfolger betrifft. Ich weiß nicht, wie lange Eure Heiligkeit den päpstlichen Stuhl einzunehmen sich vorgesetzt haben; aber natürlich leuchtet es

Eurer Heiligkeit ein, daß die öffentliche Meinung es nicht dulden wird, diesen Zeitraum länger auszudehnen, als das Pontifikat Sankt Peters gewährt hat. Eine Vakanz muß also eines Tages eintreten und ich möchte demuthvoll zu erwägen geben, daß das Amt unmöglich durch einen dem jetzigen Würdenträger kongenialeren Vertreter versehen werden könnte als durch mich."

Und der Kardinal hub an, verschiedene Details aus seinem Leben anzuführen, die seine Behauptung unterstützen konnten. Er war damit aber noch nicht weit gediehen, als sich wiederum ein Schlüssel im Schlüsselloch drehte, und er hatte eben noch Zeit, hastig zu flüstern: „Hüte Dich vor jedem Anderen," bevor er unter den Tisch schlüpfte. Ein zweiter Kardinal erschien; auch mit einer Lampe, Wein und kaltem Fleisch. Die vorhandene Lampe und die Ueberreste von Luzifers Mahlzeit verriethen, daß ihm irgend ein Kollege zuvorgekommen sei; und da er nicht wissen konnte, wie viele Andere im nächsten Augenblick noch folgen konnten, wandte er sich ungesäumt der Frage der Papstnachfolge zu und brachte seine Ansprüche in ähnlicher Weise wie der Erste vor. Während er Luzifer ernstlich vor dem ersten Kardinal warnte als vor Einem, der sehr wohl im Stande sei, selbst den Teufel hinters Licht zu führen, knirschte schon wieder ein Schlüssel und jagte ihn unter den Tisch, wo sich allsogleich einige Fingernägel in seine rechte Gesichtshälfte gruben. Der Schmerzensschrei, der diesem Zwischenfall unmittelbar folgte, wurde von Luzifer erfolgreich unter einem Hustenanfall erstickt.

Kardinal Nummer Drei, ein Franzose, brachte einen bayonner Schinken und zeigte den selben Aerger wie der Vorige darüber, daß er sich nicht als Ersten am Platze fand. So weit er seine Forderungen aussprechen konnte, waren sie gemäßigt, aber Niemand kann sagen, wo sie aufgehört hätten, wenn er nicht durch dieAnkunft des Kardinals Nummer Vier verscheucht worden wäre. Bis dahin hatte er nur eine unerschöpfliche Börse verlangt, die Macht, den Teufel ad libitum citiren zu dürfen, und einen unsichtbar machenden Ring, der ihm ungestörten Zutritt zu seiner Maitresse sichern könnte; die Schöne war zum Unglück nämlich eine verheirathete Frau.

Kardinal Nummer Vier verlangte hauptsächlich, in die Möglichkeit versetzt zu werden, Kardinal Nummer Fünf zu vergiften, und Kardinal Nummer Fünf brachte das selbe Anliegen in Bezug auf Kardinal Nummer Vier vor. Der Sechste, ein Engländer, verlangte die Anwartschaft auf die Erzbisthümer von Canterbury und York als Pfründen und unbegrenzte Freiheit, sich niemals dort aufzuhalten. Im Lauf seiner Auseinandersetzungen sprach er von Nonobstanz; Luzifer notirte sich den Ausdruck sofort.

Was der siebente Kardinal verlangt hätte, ist nicht bekannt, denn kaum hatte er den Mund geöffnet, als die zwölfte Stunde zu Ende ging und Luzifer, der mit seiner wahren Gestalt seine Kraft wieder erlangte, den Kirchenfürsten in die fernste Ecke des Saales schleuderte und mit einem einzigen Schlage seines Schweifes den Tisch entzwei hieb. Die zusammengekauerten, verwirrten und verschüchterten Kardinäle enthüllten sich einander und genossen gleichzeitig das Schauspiel, Seine Heiligkeit durch die Steinwölbung hinausfausen zu sehen, die seinem Ausgang nicht mehr Widerstand leistete als ein dünnes Häutchen und sich hinter ihm schloß, als ob nichts geschehen wäre. Als die Kardinäle sich von dem ersten Schrecken erholt hatten, stürzten Alle zur Thür, aber sie war von außen ver-

rammelt. Es gab keinen anderen Ausgang und keine Möglichkeit, Hilfe in Anspruch zu nehmen. In dieser Bedrängniß war das Verhalten der italienischen Kardinäle für ihre ultramontanen Kollegen ein leuchtendes Beispiel. „Bisogna pazienza," sagten sie mit Achselzucken und nichts konnte die Artigkeit der ersten beiden Kardinäle überbieten; und doch: fast noch höflicher waren gegen einander die Beiden, von denen Jeder vorher den Anderen zu vergiften gewünscht hatte. Man war darüber einig, der Franzose sei in hohem Maße von der guten Lebensart abgewichen, da er auf diesen Umstand, der ihm während seiner Anwesenheit unter dem Tisch bekannt geworden war, anspielte; und der Engländer fluchte so lästerlich über die Patsche, in die er gerathen sei, daß die Italiener im Stillen gelobten, kein seiner Nation Angehöriger solle jemals Papst werden. Dieser Grundsatz ist bis zum heutigen Tage — mit einer einzigen Ausnahme — in Geltung geblieben.

Luzifer hatte sich inzwischen zu Silvester begeben. Dieser war in vollem Ornat, mit den Insignien seiner Würde, an der, wie er bemerkte, sein Gast wohl schon genug haben werde.

„Das stimmt. Und doch fühle ich mich reichlich entschädigt für Alles, was ich ausgestanden habe, durch die Versicherung der Loyalität meiner Freunde und Bewunderer und durch die Ueberzeugung, daß es für mich überflüssig ist, den geistlichen Angelegenheiten irgend einen weiteren Aufwand persönlicher Fürsorge zuzuwenden. Ich fordere jetzt einen Lohn, der keineswegs mit Deinem Amt unverträglich sein kann, sintemalen er ein Werk der Barmherzigkeit ist. Ich bitte, daß die Kardinäle freigelassen werden und daß ihre Verschwörung gegen Dich, unter der nur ich zu leiden hatte, in Vergessenheit getaucht sei."

„Ich hoffte, Du würdest sie Alle mitnehmen", sagte Gerbert enttäuscht.

„Danke," erwiderte der Böse, „es dient weit mehr meinem Interesse, wenn ich sie da lasse, wo sie sind."

So wurde denn die Thür aufgeschlossen und die Kardinäle traten mit schafähnlichem Gesichtsausdruck und hängenden Köpfen heraus. Wenn sie in Wahrheit fortan weniger Unheil anrichteten, als Luzifer von ihnen erwartet hatte, war ihre völlige Fassungslosigkeit über das Geschehene daran schuldig, aber auch ihr Unvermögen, die Politik Gerberts zu ergründen, der sich fortan vor Aller Augen guten Werken widmete. Sie konnten nie ins Reine darüber kommen, ob sie mit dem Papst oder dem Teufel sprächen, und wagten sich deshalb häufig mit Vorschlägen hervor, die Gerbert als verwegen und skandalös zurückweisen mußte. Sie plagten ihn mit Anspielungen auf gewisse Vorkommnisse in ihrem Interview mit dem Teufel, mit dem sie ihn natürlich vertraut glaubten, und machten ihm durch unaufhörliches Augenzwinkern, Zischeln und Tuscheln — wobei sie auf seine Füße blickten — das Leben sauer. Um dieser Belästigung zu entgehen und unliebsame Gerüchte zum Schweigen zu bringen, die sich, Gott weiß, auf welche Weise, verbreitet hatten, ordnete Gerbert die Ceremonie des päpstlichen Fußkusses an, die sich, freilich in arg verstümmelter Form, bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Das Erstaunen der Kardinäle, als sie die Entdeckung machten, daß der Heilige Vater seinen Pferdefuß wieder verloren hatte, ist kaum zu beschreiben. Die Edlen sanken ins Grab, ohne das Geheimniß enträthselt zu haben.

London. Richard Garnett.

Die Renaissance-Ausstellung.

Daß es in Berlin eine Kunstgeschichtliche Gesellschaft giebt, wird erst durch die von ihr geschaffene Renaissance-Ausstellung wieder in die Erinnerung gerufen. Denn ihr Wirken verläuft durch lange Jahre so still, daß nicht einmal die Tante Voß, die sonst doch allen Vereinsbrüdern so geschäftig nachzuwedeln versteht, davon Kenntniß nimmt. In ihren jährlich etwa acht Sitzungen wird freilich auch nicht für prickelndes Amusement der Mitglieder gesorgt. Da werden sehr gründliche Vorträge über allerlei kunstgeschichtliche Themata gehalten, von chinesischem Porzellan bis herab zur Ikonographie des Mittelalters, gelehrte Bücher werden vorgelegt und über Kunstauktionen wird berichtet. Trotz dem wenig lockenden Programm ist es geglückt, die Kunstgeschichtliche Gesellschaft jetzt schon zehn Jahre zusammenzuhalten, und Alle, die wirkliche und lebendige Freude an alter Kunst haben, sind längst als Mitglieder geworben. Vor anderen Vereinigungen mit wissenschaftlichen Ansprüchen hat unsere Gesellschaft den Vortheil, außer den kunstgeschichtlichen Fachleuten auch noch den weiteren Kreis der Kunstfreunde und Kunstsammler zu umfassen. Das Verdienst um die Kunstgeschichtliche Gesellschaft haben die wenigen Gelehrten, denen die Hebung und umfassende Vermehrung der berliner Museen zu danken ist. Der Eine, der die neue Abtheilung der Renaissanceskulpturen den öffentlichen berliner Sammlungen beigefügt hat und der die Gemäldegalerie in wenigen Jahren mit den knappen preußischen Mitteln so hoch zu bringen verstand, hat auch die berliner Kunstfreunde zu eifrigerem Sammeln alter Kunstwerke veranlaßt. Den Plan, Ausstellungen von Kunstwerken aus berliner Privatbesitz, vor Allem aus dem Besitz ihrer Mitglieder, zu veranstalten, hat die Kunstgeschichtliche Gesellschaft von Anfang an in ihr Programm aufgenommen. Die Leihausstellungen des londoner Burlington fine arts club dienten wohl als Vorbild. Die Gesellschaft ist diesmal mit ihrer dritten Ausstellung vor die Oeffentlichkeit getreten. In den beiden früheren waren Kunstwerke des siebenzehnten und des achtzehnten Jahrhundert vorgeführt worden. Da ein Bischen Patriotismus auch der Kunstgeschichtlichen Gesellschaft wohl ansteht, so waren diese beiden Ausstellungen nach dem Großen Kurfürsten und nach Friedrich dem Großen benannt worden. Der diesjährigen fehlt die borussische Beziehung. Es fehlt ihr auch der einheitliche Charakter, den die früheren hatten. Abgesehen vom Mittelalter, das nur wenig in Betracht kam, wird italienische, deutsche und niederländische Renaissance vorgeführt. Und trotzdem ist diese Ausstellung im glücklichen Arrangement bemerkenswerther als die Vorgängerinnen. Eine vergleichende Bewerthung der Kunstwerke ist wohl unzulässig.

Die Sammlungen, aus denen die Ausstellung zusammengesetzt ist, sind beinahe sämmtlich erst in den letzten Jahrzehnten entstanden. Alten Kunstbesitz giebt es in Berlin kaum. Der kunstsammelnde reiche Adel fehlte hier immer; und ich fürchte, vom Grafen Pourtalès abgesehen, fehlt er auch noch heute. Im königlichen Besitz ist natürlich viel. Das Meiste davon aber ist in die staatlichen Sammlungen übergegangen. Bei der Gründung der Museen wurde durch einen Akt großmüthiger Entäußerung aus königlichem Privateigenthum namentlich an Bildern überwiesen, was nach damaligen Anschauungen für das Museum geeignet erschien. Man mag im Katalog der berliner Gemäldegalerie einmal nachzählen, wie oft die Herkunftnotiz „Aus den königlichen Schlössern" vorkommt. So sind es meist neue Menschen, die in Berlin sammeln. Bei den hohen Preisen, die für alte Kunstwerke jetzt verlangt werden, kann es nicht zweifelhaft sein, aus welchen Kreisen diese Leute stammen. Als ich während meiner berliner Anfänge noch in Gesellschaften ging (jetzt langweile ich mich lieber allein), hörte ich wohl von einem Manne, dessen Namen an der Fondsbörse den besten Klang hat, rühmen, daß er sein Geld für edle Zwecke ausgebe: er kaufe alte Bilder. Besonderen Edelmuth vermag ich darin nun nicht zu erkennen und ich möchte auch den veredelnden Einfluß eines Kunstwerkes auf den Besitzer rundweg leugnen. In einem Speisezimmer, das mit Stillleben von Heda und Frans Snyders geschmückt ist, wird das Trüffelpurée auch in der Gesinnung genossen, die Apostata geschildert hat; und wer in seinem Schlafzimmer einen zotigen Jan Steen und einen lüsternen Fragonard hängen hat, wird ganz gewiß nicht nur den Kunstwerth an diesen Bildern schätzen. Aber das Sammeln ist hier auch nicht stumpfes Protzen. Es ist nicht letzte Sensation des ganz Uebersättigten. Die Hoffnung, das Bild von Rembrandt auf der Auktion des Lord X. in London zu ersteigern, lockt nicht so, wie es lockt, die Primaballerina der pariser Oper zu erhandeln, weil Beides nur kaufen kann, wer etwa bei Rand Mines die großen Profite eingesackt hat. Nein, hier in Berlin wird doch in besserer Tendenz gesammelt. Ein Bischen Renommage mag mit unterlaufen. Den wichtigsten Anlaß aber zum Erwerb alter Kunstwerke giebt der Wunsch nach Dekorationstücken für die Wohnung, das Verlangen nach einer luxuriösen und kunstvollen Einrichtung. Die Kunsterzeugung der Gegenwart, namentlich die heimische, befriedigt dieses Bedürfniß nicht. Denn wer auf der Höhe der Kunstgeschichtlichen Gesellschaft steht, duldet keinen Nathan Sichel mehr über seinem Sofa. Dem, der in Berlin den Sinn für humorvolle Beziehungen noch nicht verloren hat, mag es darum als recht spitziger Witz des Zufalles erscheinen, daß gerade die Akademie der Künste den historischen Ausstellungen der Kunstgeschichtlichen Gesellschaft in übrigens stets bereiter Gastfreundschaft die Räume lieh. Mit gekniffenem Lächeln mag Mancher der Gastgeber die

Veranstaltung besucht und dabei nicht gerade freundlich der meist ausländischen Kunsthändler gedacht haben, denen die kaufkräftigsten hiesigen Kunden die märchenhaften Preise zahlen. Und — wie ärgerlich! — die Urheber der so gekauften Kunstwaare haben gar nichts mehr davon. Denn die Preise für alte Kunst sind hoch, so hoch, daß doch nur die Gesegneten der Thiergartenstraße dauernd Käufer bleiben können. So hoch aber auch, daß Fälschungen beträchtlichen Gewinn abwerfen. Daß trotz diesen kaufhemmenden Umständen der private Kunstbesitz in Berlin so rasch zusammengekommen ist, ist das Verdienst eines Mannes. Unsere Sammler sind meist vorsichtige Leute. Sie wissen ganz gut, daß hochbezahlte gute und echte Waare als ganz sichere Kapitalsanlage gelten kann, denn die Preise haben im Allgemeinen eine steigende Tendenz und sie werden bei Fortdauer unserer friedlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse noch weiter anziehen. Nicht nur gegen Fälschungen gilt es, sich zu schützen; wichtiger ist, den Urheber des Kunstwerkes zu bestimmen. Ob der Meister oder sein Schüler das Bild gemalt hat: die Antwort auf diese Frage kann den Preis im Verhältniß von 10 : 1 ändern. Diese Sicherheit giebt den hiesigen Sammlern wiederum der eine Mann, der mit seinem wissenschaftlichen Ruf und mit seiner Reputation als Galeriedirektor für seine Bestimmungen eintritt. Ich kenne natürlich die Selbstständigkeit vieler berliner Sammler. Mit der Lust am Besitz wachsen die Kenntnisse und entwickelt sich treffsichere Kennerschaft. Aber den Rath und die sichere Entscheidung immer erfragen zu können, giebt auch ihrem Sammeln verläßliche Ruhe. Und das Verdienst bleibt dem Rathgeber, daß er umfassendes und kluges Sammeln in Berlin so populär gemacht hat. Nicht, daß einem immerhin feineren Genuß die Mittel verschafft werden, macht das Verdienst aus, auch nicht nur, daß für die kunstwissenschaftliche Forschung vermehrtes Material nach Berlin gebracht wird. Kunstbesitz gilt im Leben des Einzelnen und des Volkes Etwas; er kann, mit freilich bedingter Verläßlichkeit, als Kulturmesser gelten. Immerhin bedeutet auch nur rechnerisch in einer ganz geschäftsmäßigen Bilanz der so rasch hier zusammengekommene Kunstreichthum eine Mehrung des nationalen Vermögens. Das Verdienst darum kann nicht gering geschätzt werden.

Die Ausstellung bringt vom privaten berliner Kunstbesitz nur Das zur Schau, was im Jahrhundert der Renaissance entstanden ist. So weit sich diese in Italien abgespielt hat, pflegt man die ganze Epoche nach den weltklugen und geschickten Medici zu nennen. Wer von der kunstgeschichtlichen Betrachtung kommt, mag bei der Bezeichnung bleiben und ihm können tiefer schürende Geister, deren Wirken die Volksgenossen mächtig erregte, weniger wichtig vorkommen. In dieser Ausstellung, die vom glücklichen Reichthum und von der lachenden Schönheit der Renaissancekunst so viel zeigt, braucht

man sich nicht zu erinnern, daß sie in das selbe Jahr fällt, das Italien die Erinnerung an die vierhundertjährige Wiederkehr des Tages gab, an dem dem kunstfeindlichen Bußprediger Savonarola in Florenz der Scheiterhaufen geschichtet wurde. Wenn, wie es ursprünglich geplant war, im vorigen Jahr die Ausstellung eingerichtet worden wäre, dann wäre sie sogar in das Jubiläumsjahr des berüchtigten Feuers gefallen, das Savonarola selbst auf öffentlichem florentiner Platz entzündet hat. Damals häufte er mit den „Werkzeugen des Luxus" auch manches kostbare Buch, manches erlesene Kunstwerk zum Holzstoß. Die Erinnerung darf uns nicht schrecken. Unsere Sitten sind milder geworden. Wir verbrennen den unbequemen Bußprediger nicht mehr; wir treffen ihn eben so sicher mit wirthschaftlicher Vernichtung. Savonarolas Feuer hat die italienische Kunst nicht auszuräuchern vermocht, hat sie nur wenig angeschwält. Auch seine finstere Lehre wurde überwunden. So brauchen wir für unsere Kunst zunächst nicht und auch späterhin nicht zu fürchten. Und die alten Kunstwerke werden gewiß zuletzt die Wuth der Zornigen und der Entfesselten reizen.

Ich bin in Ausstellungen ein schlechter Führer. Auch hier beim Schreiben merke ich es wieder. Der Aerger über das Eine, die Freude über das Andere nehmen mir die Zeit; meist aber hält Das mich auf, was mir beiläufig einfällt. Diese Ausstellung ist nur dem Besucher nützlich, der sehen gelernt hat. Einige Winke werden ihm genügen. Nicht, als ob ich mir anmaßte, mehr und besser zu sehen als er; aber die berufsmäßige Beschäftigung mit Ausstellungen allerlei Art giebt eine Erfahrung, die einige praktische Rathschläge zu ertheilen gestattet. Den Besucher wird beim Betreten des Uhrsaales der Akademie zunächst gewiß die gewaltige Rüstung schrecken. Wenn sie auch wirklich vom brandenburgischen Kurfürsten Joachim dem Zweiten getragen wurde, so wirkt sie in der Nachbarschaft so feiner Kunstwerke doch etwas gröblich. Auf dem Treppenpodest vor dem Eingang hätte sie sich famos gemacht. So sieht es aus, als hätte man eine Schildwache in den Salon geladen. Die Bilder der italienischen Schule werden dem Besucher, auch wenn er die bekanntesten Namen darunter findet, doch nicht die Größe der italienischen Malerei lebendig machen. In den niederländischen Bildern aber wird er diese eine nationale Schule der nordischen Renaissance in hervorragendsten Erzeugnissen vertreten finden. Vor dem Schrank mit den italienischen Majoliken wird er bei den figürlichen Darstellungen über die Mängel der Zeichnung hinwegkommen müssen, aber er wird rasch lernen, an der kunstschönen Form der Gefäße, am Zusammenklingen der Farben, an dem funkelnden Schimmer, den die Glasur ihnen giebt, sich zu freuen. Wer aber der Hebung des reichsten Schatzes der italienischen Renaissancekunst froh werden will, Der soll sich in die Betrachtung der Bronzen versenken, der großen und kleinen

Rundfiguren und mehr noch der Plaketten und Medaillen, — und er mag immer wieder dorthin zurückzukehren. Zeichnungen würden ihm den selben Genuß bringen. Die Ausstellung bringt sie nur nicht in gleicher Fülle. Die vorhandenen sind aus der Sammlung des Herrn Adolf von Beckerath. Die Besonderheit unserer größeren Sammler auszuspüren, gewährt noch nebenbei Vergnügen; die Beckeraths läßt sicher das feinste Erkennen alter Kunstwerke spüren. Beinahe möchte ich sagen: sie hat einen gelehrten Charakter. Aber darunter versteht man Langeweile und nüchternen Geschmack. Und gerade das Gegentheil will ich der Sammlung des Herrn von Beckerath zusprechen.

Ueber bleibende und gehende Erscheinungen des berliner Lebens ist in dieser Zeitschrift schon oft ein verständiges Urtheil gefällt worden. Ueber unsere Ausstellung wurde hier glücklich gesagt: „Ein feines Wunder in der märkischen Wüste unseres gewöhnlichen Kunstbetriebes.“ Ich eigne mir dies Urtheil gern an, denn es trifft das schnelle Wachsen und das durch die Energie scharfer Persönlichkeit Geschaffene gut; es läßt auch die Gefahr jähen Vergehens ahnen.

Der Bericht über solche Ausstellungen pflegt mit Wünschen und Fragen zu schließen; man möchte wissen, wie die Veranstaltung wirken und was von ihr bleiben wird. Ich halte einen solchen Ausblick für müssig. Die Renaissance-Ausstellung hat viel Edelmetall gegeben, das nicht Jeder verwerthen kann. Manchem aber mag es wohl glücken, aus den ungefügen Barren feine bequemer rollenden Scheidemünzen zu prägen. Dr. J. Relling.

Nietzsches Ahnen.

Sehr geehrter Herr Harden,

Die im letzten Maiheft der „Zukunft“ erschienene Notiz über unsere Vorfahren ist von mehreren Lesern Ihrer Zeitschrift als eine Berichtigung oder Widerlegung eines Citates meines Bruders aufgefaßt worden, das in einem Artikel des Herrn J. Hofmiller in dem Heft vom vierzehnten Mai angeführt war: „Man hat mich gelehrt, die Herkunft meines Blutes und Namens auf polnische Edelleute zurückzuführen, welche Niëtzky hießen und vor mehr als hundert Jahren ihre Heimath und ihren Adel aufgaben, unerträglichen religiösen Bedrückungen endlich weichend.“ Die erwähnten Leser nahmen nun an, daß mit diesen Kirchenbuchnotizen Etwas für die deutsche Abkunft meines Bruders bewiesen sei, was

nun freilich leider nicht der Fall ist, denn der Wechsel des Landes und Namens liegt vor dem Jahre 1709, wo jener Christoph Nietzsche zuerst in Bibra auftauchte.

Meinem Bruder waren die mitgetheilten Kirchenbuchnachrichten genau bekannt, da er im Sommer 1866 selbst in Bibra war, um in Kirchenbüchern und Archiven Nachforschungen anzustellen. Leider sind mir die Resultate nicht deutlich in der Erinnerung geblieben, da der Sommer 1866 ein sehr bewegter Kriegssommer war, außerdem in Naumburg die Cholera einzog und auch unseren Hauswirth als Opfer forderte, was uns veranlaßte, auf lange Zeit an verschiedene Orte zu verreisen. In dem Strom der großen Ereignisse verschwand der kleine Ausflug nach Bibra, für dessen Resultate ich mich auch nicht so lebhaft wie mein Bruder interessirte.

Die abgedruckten Kirchenbuchnachrichten sind also kein Beweis für unsere deutsche Abkunft, da sie gerade die Hauptfrage: woher dieser erste Christoph Nietzsche kommt, vollkommen unbeantwortet lassen. Im Gegentheil könnte der Umstand, daß unter den Pathen der vielen Kinder nicht ein einziger Anverwandter genannt wird, weder des Mannes noch der Frau, daß außerdem der Vatersname der Frau so beharrlich verschwiegen bleibt, eher zu der Vermuthung führen, daß sich in der Vergangenheit der Beiden ein Geheimniß verbirgt.

In den Aufzeichnungen des in der Biographie erwähnten, etwas zweifelhaften Dokumentes: „L'Origine de la famille seigneuriale de Niëtzky" trug jene Frau Margarethe Elisabeth einen äußerst zungenbrecherischen vornehmen polnischen Namen, den ein deutsches Ohr schlecht verstehen und eine deutsche Hand nicht gut nachschreiben kann. Ich konnte mir deshalb auch vorstellen, daß bei den Eintragungen in das Kirchenbuch der Geistliche auf die Wiedergabe dieses Namens verzichtete.

Bei dieser Gelegenheit muß ich einen Irrthum berichtigen. In jenem Dokument wurde erwähnt, daß im Jahre 1716 ein Mitglied der Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in den Grafenstand erhobenen Szlachzizenfamilie Niëtzky wegen religiös-politischer Verschwörung zum Tode verurtheilt worden, mit Frau und Kindern aber geflohen sei. Dieses Mitglied der Familie, das bei seiner Flucht den Namen Niëtzky in Nietzsche umwandelte, reklamiren wir als den vorhin erwähnten Christoph Nietzsche, unseren Urgroßvater; ich habe aber für die Zeit der Flucht, wie ich eben aus einem alten Taschenbuch ersehe, eine falsche Jahreszahl in der Biographie angegeben; es muß 1706 heißen. Das würde auch, falls die Tradition auf Wahrheit beruht, viel wahrscheinlicher sein, da gerade in den Jahren von 1705 bis 1709 in Folge der Wiederwahl des Stanislaus Leszczynski zum polnischen König in Polen viel Unruhe herrschte und reichlich Anlaß zu Verschwörungen gegeben war.

Es war mir immer etwas unerklärlich, warum mein Bruder stets einen solchen Accent auf die polnische Abkunft gelegt hat; ich bin zu folgender Vermuthung gekommen: Schon als Kind hat sich mein Bruder fremd und unverstanden gefühlt, mit einer Welt in sich, die er zu den geheiligten Ueberlieferungen seiner Umgebung im Gegensatz fühlte. Es kamen ihm Zweifel an so manchen Idealen, die sein ehrfürchtiges Herz so dringend zu lieben und zu verehren wünschte. Dagegen fühlte er sich mit dem nietzschischen Familiengeist, der sich in einem strengen Wahrheitsinn, in der Liebe zu würdigen, höflichen Formen,

in heiterer Zufriedenheit und in einem Zug zu einsamer Unabhängigkeit zeigte, auf das Innigste verwandt. Wohin er auch auf seine Vorfahren blickte, überall fand er Züge des eigenen Wesens. Leute, denen, gerade wie ihm, die höchsten Anforderungen der christlichen Moral zur zweiten Natur geworden waren, die, gerade wie er, keine Kämpfe mit dem schwachen Fleisch zu bestehen hatten und sich deshalb auch durchaus nicht als Sünder fühlten, sondern das Glück genossen, das die wohlgerathenen Menschen an sich selbst empfinden. Auch mein Bruder war solch ein durch und durch geistig und körperlich wohlgerathener Mensch. Ein alter Freund unseres verstorbenen Vaters schrieb im Herbst 1868 an unsere liebe Mutter: „Mein Frauchen und ich haben uns herzlich gefreut, den kleinen braunen, rothbäckigen Fritz als Erwachsenen in blühender Jugendkraft wiederzusehen. Wie gleicht er in seinem liebenswürdigen, harmonischen Wesen, in der Vornehmheit der Gesinnung seinem herrlichen Vater, unserem theuren, von uns nie vergessenen Freund! Als er fortfuhr, sagten wir Beide: Unsere liebe Freundin kann stolz sein, einen solchen Sohn zu haben."

Mein Bruder empfand nun selbst, wie sehr er unseren Vorfahren glich, und doch zugleich, wie anders er war. Er forschte eifrig, ob Einer von ihnen auch so in sich mit Gedanken gegen Gedanken zu kämpfen gehabt hatte, aber nirgends fand er etwas Anderes als Ausgeglichenheit, Zufriedenheit und die Sicherheit der gewonnenen Ueberzeugung. Und hier kam ihm die Familientradition zu Hilfe. Dieser polnische Graf Niëzky: wie mußte er um der Unterdrückung seines Glaubens willen gekämpft und gelitten haben! Vielleicht hatte er auch gezweifelt und schließlich in der Leidenschaft sich zu einer schlimmen That hinreißen lassen. Heimlich mußte er sein Land und seine Güter verlassen, um endlich in einfachen Verhältnissen, in einem stillen, seinem Glauben gemäßen Leben Ruhe zu finden. Dieser Vorfahr mit seinen etwas mythischen Erlebnissen war ganz nach meines Bruders Sinn, er schien ihm die Erklärung für seine inneren Kämpfe zu geben und deshalb liebte er ihn und glaubte an ihn. Es scheint mir aber, als ob die Tradition sich etwas geirrt hat, z. B. darin, daß unser Urgroßvater das älteste Kind dieser Ehe gewesen sein sollte, während er nach dem Kirchenbuch das zweitgeborene, in Wirklichkeit wahrscheinlich aber das dritte Kind war. Das älteste Kind (immer vorausgesetzt, daß die Familientradition auf Wahrheit beruht) scheint auf der Flucht gestorben zu sein.

Zum Schluß möchte ich noch etwas Ergötzliches erzählen. Im vorigen Sommer begegnete der Maler Herr Kurt Stöving (der ein ergreifendes Bild von meinem Bruder gemalt hat, das von einem liebenden Nietzsche-Verehrer dem Archiv gestiftet wurde) in der dresdener Ausstellung einem Paar, offenbar Geschwistern; der Herr glich in auffälligster Weise meinem Bruder, die Dame mir und Beide sprachen polnisch. Das scheint nun allerdings zu beweisen, daß wir, mögen wir herstammen, woher wir wollen, Etwas von dem polnischen Typus haben müssen, besonders mein Bruder, der früher so oft auf Reisen als Pole angeredet wurde.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihre

Weimar. Elisabeth Förster-Nietzsche.

Goluchowskis Politik.

Die österreichisch-ungarischen Delegationen sind doch eine herrliche Einrichtung. Wie schwachsinnig waren einst die Fürsten und Staatsmänner, die sich vor den Verfassungen und dem parlamentarischen System fürchteten und ihre absolute Herrschaft mit Waffengewalt aufrecht erhielten! Giebt es denn auf der Welt für die Machthaber bessere Zustände als die heute in Oesterreich-Ungarn herrschenden? Der Monarch und die parlamentarischen Regirungen brauchen sich nicht den Kopf zu zerbrechen, um zu ersinnen, wie sie das Geld für die Armee, die Kriegskosten und die diplomatischen Auslagen herbeischaffen sollen. Die Delegationen bieten ihnen eine wundervolle Abstimmungmaschine, die Alles votirt, was sie nur wünschen. Die gefügigsten Mameluken der ungarischen Regirung und pro forma zwei oder drei oppositionelle Führer erscheinen als Ausschuß des ungarischen Parlamentes und werben, mit der österreichischen Delegation wetteifernd, um die Gunst der Krone. Nachtragskredite von dreißig Millionen werden von den Delegationen im Handumdrehen bewilligt. Und wenn der Vermehrung der Flotte scheinbar gewisse Grenzen gezogen werden, so geschieht Das nur, um den Ungarn Sand in die Augen zu streuen. Mit der Hilfe von Nachtragskrediten wird eine Flotte geschaffen!

Unter solchen Umständen darf sich Graf Goluchowski Alles erlauben. Er hat seine günstige Lage diesmal auch in vollem Maß ausgebeutet. Er hat den Delegirten ein X für ein U gemacht, ihnen „Aufschlüsse" gegeben, die den Zweck hatten, die Orientpolitik Oesterreich-Ungarns zu maskiren, nicht, sie aufzuklären. Graf Goluchowski ist ein scharfsinniger Diplomat; er arbeitet für die Zukunft und nicht, wie Kalnoky, nur für den nächsten Tag. Das Bündniß mit Italien will er im Interesse des monarchischen Prinzipes aufrechterhalten; er möchte den italienischen Thron durch das Bündniß moralisch stützen, denn der Zusammenbruch des einheitlichen Königreiches Italien würde für die italienischen Besitzungen Oesterreich-Ungarns gefährlich werden; eine föderative italienische Republick würde den Irredentisten Vorschub leisten und diese Länder in den Rahmen der Republik einzufügen versuchen. Graf Goluchowski hat schon vor Jahr und Tag eingesehen, daß der Ausbruch einer Revolution in Italien oder ein Attentat auf König Humbert Eventualitäten sind, mit denen man rechnen muß und deren Eintreten Oesterreich-Ungarn nicht unvorbereitet finden darf. Im Hinblick auf sie und nicht gegen die auf der Balkanhalbinsel drohenden Unruhen wurden die dreißig Millionen des Nachtragskredites zu kriegerischen Vorbereitungen verbraucht. Für etwa in den Balkanländern mögliche Unruhen ist durch das Arrangement gesorgt, das zwischen dem Zaren und dem Kaiser Franz Joseph in Petersburg vereinbart wurde. Daß zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn ein geheimer Vertrag besteht, ist unwahrscheinlich, — nicht, weil er dementirt worden ist, sondern, weil er überflüssig erscheint. Doch ist unzweifelhaft, daß zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland in Bezug auf die Balkanhalbinsel — für Fälle, wo der status quo nicht aufrecht erhalten werden könnte — eine entente cartographique besteht. So oft Rußland in eine Lage geräth, wo ihm das gute Einvernehmen mit Oesterreich-Ungarn dringend geboten erscheint, wird zwischen beiden Mächten eine entente verbale vereinbart, von der man zu sagen pflegt: „Il n'y a rien d'écrit." Auch zur Zeit des Drei-Kaiser-Einvernehmens, als Rußland den Krieg gegen die Türkei plante, kam es

zu einem ähnlichen Arrangement, wie es heute besteht. Auch damals mußte Rußland einen Zusammenstoß mit Oesterreich-Ungarn auf der Balkanhalbinsel um jeden Preis vermeiden; eben so jetzt, wo Rußland im fernen Osten engagirt ist.

Bekanntlich stellte Graf Andrassy die Sorge für die Erhaltung des Friedens über alle anderen Rücksichten; daneben aber war er bestrebt, die Thatsache, daß Rußland mit Oesterreich-Ungarn nicht anbinden will, zum Vortheil der Monarchie auszunutzen. So kamen die reichstadter Abmachungen zu Stande. Die Chauvinisten aller Parteien waren darüber empört. Ein Anhänger und Wortführer der äußersten Linken erklärte, daß Andrassy die Interessen Ungarns dem „wiener Hof" zu Liebe verrathen habe. Graf Andrassy mußte während seiner Anwesenheit in Budapest damals von allen Seiten bittere Vorwürfe hören. Die Monarchie, so hieß es allgemein, sollte Front gegen Rußland machen und offen die Türkei in Schutz nehmen. Darauf erwiederte Andrassy: „Wer wird sich unter das Dach eines Hauses stellen, das nach allen Seiten einzustürzen droht? . . . Was einen Krieg gegen Rußland betrifft, so kann ich nur mit einer Anekdote antworten. In der Schlacht bei Leipzig betrachtete Napoleon die heranrückenden russischen Schaaren durch das Fernrohr. Ein General rief: ‚Wir werden die Russen vernichten!' Napoleon ließ das Fernrohr sinken, erhob es dann wieder, und nachdem er lange hinausgeblickt hatte, ließ er es zum zweiten Male sinken und sagte entmuthigt: ‚Ils sont trop.'"

Auch in Reichstadt gab es keinen „geheimen Vertrag", nur eine entente verbale, über die ein Protokoll aufgenommen wurde, das die zwischen Andrassy und Gortschakow besprochenen Vereinbarungen, d. h. die Punktationen feststellte, die eventuell zur Grundlage des Friedensvertrages des siegreichen Zarenreiches mit der Türkei gemacht werden sollten. Man glaubte allgemein, der Krieg würde nur ein Spazirgang der russischen Truppen nach Konstantinopel sein. Ueber die reichstadter Abmachungen war nur bekannt, daß Rußland Konstantinopel nicht besetzen werde, daß Bosnien und die Herzegowina an Oesterreich-Ungarn fallen sollten und diese Monarchie auch Saloniki besetzen dürfe. Das aegäische Meer sollte unserem Handel geöffnet werden; wie das Schwarze Meer ein mare clausum Rußlands sein sollte, wäre das aegäische Meer dann ein österreichisches Meer geworden. Die übrigen Punkte der Abmachungen waren nicht bekannt und sind auch später ein Geheimniß geblieben; auch die erwähnten Punkte wurden nur offiziös angedeutet, um die Ungarn zu überzeugen, daß Rußland unter keinen Umständen Konstantinopel besetzen dürfe. Der Sieg Rußlands aber war nicht so einfach, wie man ihn sich vorgestellt hatte. Und nach den schweren Opfern, die der Krieg Rußland gekostet hatte, forderte die russische öffentliche Meinung die Herrschaft des russischen Einflusses auf der ganzen Balkanhalbinsel. Dieser Pression konnte und wollte vielleicht auch die russische Regirung nicht widerstehen. So kam es zum Frieden von San Stefano. Oesterreich-Ungarn war übervortheilt.

Aber der russisch-türkische Krieg hatte auch erwiesen, daß Rußland militärisch unvorbereitet war und noch eines Jahrzehntes bedurfte, um sich eine Armee zu schaffen, die unserer gewachsen wäre. Graf Andrassy wurde von allen ungarischen Parteien bestürmt, er möge sich gegen Rußland wenden, es mit Waffengewalt aus der Balkanhalbinsel hinausdrängen und den Balkanländern die Lage zu schaffen suchen, die den Interessen Oesterreich-Ungarns am Meisten ent-

spreche. Auf die bitteren Vorwürfe der äußersten Linken, daß Andrassy den günstigen Augenblick zur Wahrung der ungarischen Interessen im Orient nicht benutze, antwortete er: „Ich will keinen Krieg gegen Rußland beginnen, der ein Jahrhundert dauern würde; denn in dem wahrscheinlichen Fall unseres Sieges wäre jeder Friedensschluß doch nur ein Waffenstillstand. Das besiegte Rußland würde stets von Neuem einen Krieg beginnen. Die Verantwortung dafür kann ich nicht übernehmen." Andrassy ließ sich von dem Grundprinzip seiner Friedenspolitik nicht abdrängen. Er hoffte, auf dem Berliner Kongreß für Rußlands Treubruch Genugthuung zu erhalten. Rußland mußte denn auch in Allem nachgeben und nur Deutschlands schützende Hand und Andrassys staatsmännische Mäßigung haben es vor noch schlimmeren Demüthigungen bewahrt. Unser Minister forderte nur die Occupation Bosniens und der Herzegowina und die Ermächtigung zu einem Vormarsch in der Richtung nach Saloniki, falls ein solcher nothwendig sein sollte. Andrassy erkannte, daß die Besetzung Salonikis nur im Einvernehmen mit Rußland den Interessen der Monarchie entspräche; der Vormarsch und die Besetzung von der Landseite hätte Oesterreich-Ungarn in Kämpfe mit den halbwilden Albanesen verwickelt, die, von Montenegro (d. h. von Rußland) aus unterstützt, uns fortwährend beunruhigen konnten. Saloniki sollte von der Meeresseite aus besetzt werden und die Besatzung ihre Hauptstütze in unserer Flotte finden. Aber zu diesem Zweck mußte erst eine ihrer Aufgabe gewachsene Flotte geschaffen werden.

Das früher von Andrassy offiziös lancirte Wort „au delà de Mitrovicza" wurde aus seinem Programm vorläufig gestrichen und bis zu günstigerer Zeit aufbewahrt; dieser Staatsmann wußte eben zu warten.

Als Goluchowski ans Ruder kam, brauchte Rußland wieder Oesterreich-Ungarns Freundschaft. Diesmal handelt es sich um die wichtigsten Interessen Rußlands im fernen Osten; und die Machtstellung Rußlands in Nordchina ist wohl mehr werth als sein Einfluß auf die Balkanstaaten, um so mehr, als dieser Einfluß durch die Orthodoxie für die Zukunft gesichert erscheint. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß während des petersburger Besuches die abgebrochenen reichstadter Abmachungen in irgend einer Form erneuert wurden. Vor Allem soll der status quo aufrecht erhalten werden. Das klingt recht schön, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß es den Fürsten und Regirungen der Balkanländer gelingen könnte, den Ausbruch der Unruhen zu verhindern, die daraus folgen müssen, daß den bulgarischen und serbischen Aspirationen nicht entsprochen werden kann. Was aus solchen Unruhen entstehen würde, kann heute Niemand voraussagen. Aber jedes Arrangement zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn sichert zweifellos zwei Dinge von großer Bedeutung: für Rußland den überwiegenden Einfluß auf die bulgarischen Häfen als Vorbereitung zum mare clausum im Interesse Rußlands; für Oesterreich-Ungarn den Einfluß auf die Gestaltung der Dinge in Makedonien, eventuell die vorherrschende Stellung im aegäischen Meer. Die Ungarn wehren sich zwar noch immer gegen jede Ausdehnung Oesterreich-Ungarns im Orient, aber die praktischen Juden, deren Einfluß auf die Ungarn durch die Presse immer beträchtlicher wird, dürften den Magyaren begreiflich machen, daß es für die Monarchie als Großmacht und für ihre Handelsinteressen eine Lebensfrage ist, ihren Bereich im Orient auszudehnen.

Budapest. Graf Nikolaus Bethlen.

Gurnes Verbrechen.

Der Mensch kommt schließlich immer auf den Hund, wenn er lange mit Seinesgleichen gelebt hat, sagte Gurne, als er sich das riesige Exemplar aus der Gattung canis familiaris anschaffte. Daneben zog er sich auch Schlangen, Vögel, Katzen, Laubfrösche. Das lebhafte Gethier wiegt sich, nickt, flüstert, kreischt, versucht Freundschaft zu schließen und verwundet sich tötlich. Und Gurne mit seinem sinnenden Satanskopf sitzt inmitten seiner lärmenden Freunde und lacht. Links von der Stube ist eine dunkle Kammer, rechts die Küche. Gurne ist nicht ganz mittellos. Er hat zwanzig Jahre lang die Rolle eines Heuchlers gespielt, der seinen Geist für ein gutes Einkommen alle Flaggen hissen ließ, die man von ihm gehißt haben wollte.

Aber bewußt that ers, — und Das änderte einigermaßen die Stellung, die er vor sich selbst einnahm. Es lag ein großer, von Dummköpfen nicht durchschauter Humor in ihm. Er stand über allen Parteien und deshalb benutzten ihn alle und er ließ sich klug benutzen. Schließlich fielen sie wie kläffende Köter über ihn her, weil sie sich genarrt sahen. Aber da hatte er sein Schäfchen schon im Trockenen und lachte sich in die Faust.

Trotzdem sie ihn moralisch zerfleischten und fortwährend an seiner „Entlarvung" arbeiteten, luden sie ihn ein und zogen an seiner Thürklingel. Er war ihnen wie ein illegitimes „Verhältniß", über das man wegwerfend spricht, nach dem man aber die Hände ausstreckt, um nicht in der Langeweile des legitimen zu verkommen. Früher war er einer und der anderen Einladung gefolgt; man sah seinen sinnenden Satanskopf dann und wann in der Ecke eines bekannten Salons auftauchen. Die Weiber waren vernarrt in ihn. Madame So und So, die trotz ihrem fünfzigstem Geburtstag bei einem jüngst gegebenen Fest als Nymphe erschienen war, lächelte ihm süß zu und flüsterte: „Für Sie könnte ich zum dritten Male meinem Mann durchbrennen." Und Frau U. raunte ihm zu, daß das Gesicht einer Frau zuerst altere und man danach sich keinen Begriff von ihrem Gesammtbilde machen könne . . . Gurne redete vom Wetter.

Er hatte die Welt zwischen seinen vier Wänden. Mehr hätte er draußen auch nicht gefunden. Wie der Gott-Vater in der Bibel steht er inmitten seiner Thiere und beobachtet sie und stellt Vergleiche an und zieht Schlüsse. Das Häuschen, das er bewohnt, gehört einer armen Schustersfamilie, die Frau bedient ihn, die Kinder fürchten ihn, — und Das ist ihm lieb, weil er gern ungestört ist. Sein großer Kopf mit den feuerblauen Augen und der dicken Querfalte durch die Stirne kommt ihm wie eine Erdkugel vor. Er fühlt alle fünf Welttheile in ihm, die Narrheiten von einigen Dutzend Millionen Menschen rebelliren in seinem Gehirn. Oft sitzt Gurne Nächte lang im Finstern, während seine Thiere um ihn her schlafen, und grübelt. Seine innere Wahrnehmung wird immer weitergreifend. Er erlangt eine Fülle des Wissens, die die Anderen erst durch mühsäliges Lernen sich erwerben. Er genießt alle Genüsse, die der arme Tropf ängstlich beim Zweiten sucht, durch die starke Gefühlskraft seiner Phantasie. Er braucht seinen Nerven nur zu befehlen und sie schwingen wie unter den Küssen junger Bacchantinnen. Er riecht grünende Gärten, wenn er will, und kühlt sich in Schneegründen ferner Gletscher . . . Er denkt bei sich: Lacht Ihr zu meiner Allmacht? Ist Vorstellung

nicht Alles? Ist nicht die Hauptsache das Ergebniß? Weil das Weib Euch zu einem Zustande der Freude verhilft, glaubt Ihr, das Weib zu lieben. Weil Ihr in Sicherheit leben wollt, schreit Ihr nach Ordnung und Sitte, nicht aus Verehrung für sie. Ihr habt Gegensätze erfunden, einen Anfang, ein Ende, Alt, Neu. Und es ist doch nur ein riesiger Kreis, aus dem es keinen Ausweg giebt. Der das Neueste zu erfinden glaubt, hat nur das Aelteste wiederentdeckt. Der „er selbst" sein will, vergißt, daß die Kultur von Jahrmillionen sein Gehirn gedüngt hat.

Gurnes Ausgänge beschränkten sich auf die Wege nach der Bibliothek, aus der er sich mitunter einen Band holte. In der letzten Zeit hatte er ein Buch zu schreiben begonnen, das er „Aus meinem Raritätenkabinet" benannte. Mit behaglichem Humor schilderte er darin Typen aus seinem Leben, die ihm irgendwie der Darstellung werth schienen. Er begann mit der Geschichte eines sieben Schuh hohen Baumwollenhändlers, der sich freiwillig von der heiß geliebten Frau schied, weil er sich ihr geistig nicht ebenbürtig fühlte, und schloß mit der Tochter eines Reformators, die so keusch war, daß sie sogar in Hosen schlief, um nie an ihre Nacktheit erinnert zu werden. Als das Buch fertig war, erwachte in Gurne die Lust, es drucken zu lassen. Es lag ihm weniger daran, sich in Druckerschwärze zu sehen, als zu beobachten, wie die Leute sein Werk aufnehmen würden. Der erste Verleger schrieb: „Nur ungern sende ich Ihnen das interessante Manuskript zurück. Mir hat es sehr gut gefallen — aber meiner Frau nicht." Der zweite sprach vom „Rahmen" seines Verlages, in den es nicht passe. Halt, dachte Gurne, dahinter steckt Etwas. Das lockt mich. Und er zog seinen besten Rock an und begab sich zu dem Verleger. Man hieß ihn warten, weil gerade der berühmte X. drinnen sei. Als Gurne in dem Zimmerchen des Sekretärs Platz genommen hatte, begann er ein Gespräch mit diesem. Er bekannte sich ihm als Verfasser eines Manuskriptes, das ihm unter einem Vorwand zurückgeschickt worden sei, der seine Neugier erweckt habe. „Verlegt etwa Herr Wurm nur Gebetbücher?" „Nein, mein Herr, im Gegentheil, und daran ist Ihr Erfolg gescheitert." „Wieso?" „Der literarische Beirath des Herrn hat Ihr Buch für zu zahm, für langweilig erklärt." „Donnerwetter", entfuhr es Gurne, „muß der Herr einen verhärteten Gaumen haben. Könnten Sie mir — im Vertrauen! — nicht seinen Namen verrathen?" In diesem Augenblick öffnete sich die Thür; ohne anzuklopfen, trat ein reizendes blondes Dämchen herein und schritt mit flüchtigem Kopfnicken an den Beiden vorbei ins Arbeitzimmer des Verlegers. „Das war er", flüsterte der Schreiber. „Wer wars?" „Der literarische Beirath, die Gattin des Herrn." Gurne bekam einen so heftigen Lachanfall, daß er schnell das Zimmer verließ. Er sandte zum dritten Male sein Manuskript aus. Abermals erhielt er es zurück. Später erfuhr er, daß er vor sieben Jahren einmal in einer Gesellschaft der Tante der Frau des Verlegers nicht genug Aufmerksamkeit erwiesen hatte.

Er freute sich wie ein Junge über diese Erfahrungen und schloß das Manuskript in einen Schrank. Dann ließ er einen Pfiff ertönen und alsbald versammelten sich seine Thiere um ihn. Er hatte für jedes ein Liebkosungwort, einen zärtlichen Blick. Sein sinnendes Satansgesicht strahlte tiefe Güte aus und das Viehzeug drängte sich ungestüm an ihn. Zu nichts über sich beten, ohne Zweiten leben können und das Lächeln dabei doch nicht verlernen: Das war Gurnes Lebensevangelium. Früher hatte er ein anderes besessen. Es lag

eine große Fähigkeit zur Weiterentwickelung in ihm. Er hatte in früheren Zeiten viele „Sünden" auf sein Haupt geladen. Er hatte sich aber nach keiner beschmutzt gefühlt. Er wußte wohl, daß erst dieses Gefühl die Sünde zur Sünde macht. Das Schamgefühl raubt dem Weibe die Unschuld, nicht seine Hingebung an den Mann. Wenn der Dieb frei und offen bekennen wollte: „Nun ja, ich habe genommen, weil Ihr mir nicht gabt, was ich brauchte", — man würde empört sein über seine Kühnheit, ihn aber nicht verächtlich finden. Erst sein Schuldbewußtsein, seine Unsicherheit stempeln ihn zum gemeinen Verbrecher.

Der Sommer war für Gurne wie eine lange, traurige Melodie. Nach dem Freudenrausch des Lenzes die plötzliche Ermattung in der Natur. Kein Jauchzen in den Wäldern, keine tanzenden, leichtfertigen Wölkchen am Himmel. Gelangweilt, heiß, einförmig blickte er auf die reifenden Felder, auf den grauen Staub der Straße. Gurne, der eine tiefe Fühlung mit der Natur besaß und das leiseste Steigen und Sinken der Temperatur vorher empfand, wurde dumpf und böse wie seine Thiere in den heißen Tagen. Nachts erwachte er einmal vor Gluth in seinem Bett. Er sandte seine Phantasie aus, ihm Kühlung zu bringen. Sie regte sich nicht. Ihre Flügel hingen lahm herab. Er ballte zornig seine Willenskraft zusammen. Da schrak sie auf und zeigte ihm ein brennendes, rothes, flackerndes Gesicht. Er fühlte Feuer durch seine Adern rauschen und erhob sich. Ihn lüstete es, irgend einen großen tollen Streich auszuführen. Aber er wußte nicht, welchen. Fox kroch aus seiner dunklen Ecke und schmiegte sich zitternd an sein Knie. Ueber den Himmel zuckte ein Blitz hin. Weshalb oben? dachte Gurne. Weshalb für die Erde keine Erleichterung? Da fiel ihm ein, daß, wo die Sterne standen, doch das Oben nicht war, daß dort eben so gut „Unten" war wie hier, daß es kein „Oben" gab. Einen Augenblick hängen seine Blicke sinnend am Himmelsgewölbe, dann fliegt ein heimliches Lächeln über sein Gesicht. Er nimmt ein Kistchen mit durchlochtem Boden, geht hinaus und füllt es mit Erde, in die er einige Körner Lupinensamen streut. Dann bohrt er in die beiden Seitenwände Oeffnungen und steckt ein Querholz durch. In seiner dunklen Kammer hängt er das Kistchen zwischen zwei Pfosten, die er sich für allerlei Experimente in den Boden eingerammt hat. Dann befestigt er unten einen Spiegel, in den er den vollen Strahl einer hellbrennenden Lampe fallen läßt. Der Samen hat nun Freiheit, seine Keime nach jeder ihm beliebigen Richtung zu treiben. Als braver Samen wird er jedoch sicherlich aufwärts streben. Gurne reibt sich die Hände, geht hinaus und verschließt die Kammer.

Die Luft in ihr war schwül und von heißer Feuchtigkeit. Das grelle Licht brannte unbarmherzig weiter und warf strahlende Reflexe auf das Kistchen.

Draußen war noch immer keine erlösende Wolke vor die Sonne getreten. Eines Morgens endlich erschien sie. Breit und schwarz, mit zackigen Rändern, wälzte sie sich heran und verhüllte das sengende Blau des Himmels. Ein heißer Wind trieb Staubwirbel auf. Gurne sah die Sträucher sich neigen; da fiel ihm sein Versuch ein. Er schloß die Kammer auf und trat vor das Kistchen. Die Erde oben war kahl geblieben. Zaudernd beugte er sich nieder und fühlte sein Herz aufklopfen. Ein schwanker, junger, grüner Arm langte nach dem Licht, das ihn trügerisch von unten lockte....

Und Gurne sagte zum ersten Mal in seinem Leben zu sich: Schurke!

Maria Janitschek.

Börsenträume.

Das Vertrauen zu unseren Industriewerthen hat das Publikum auch für recht unsichere Berather vertrauensselig gestimmt. In Berlin tauchen jetzt Bankfirmen mit allen Merkmalen aus den Gründerjahren auf; sie empfehlen in gedruckten Rundschreiben ein Spezialpapier, das vielleicht nicht gerade gut, aber steigend war, — und von nun an gelten die Chefs solcher sonst ganz obskuren Häuser als ungemein erleuchtet und wohl gar als prophetisch begabt. Wie Falschspieler die Gründlinge zunächst gewinnen lassen, so hüten sich auch diese Herren möglichst, die neuen Kunden gleich anfangs zu schädigen; sie warten geduldig und erhalten außer neuen Kaufaufträgen auch die ihnen besonders wichtigen Baarmittel vieler Provinzialen. Man staunt, wenn man vernimmt, wie leichtherzig jetzt viele Geschäftsleute ihre alten Verbindungen aufgeben, um einen großen Theil ihres Vermögens neuen Börsenhäusern anzuvertrauen. Wäre über diesen dunklen Punkt eine statistische Aufnahme möglich, so würde sich Zweierlei herausstellen: die spottschlechten, aber ganz unwirksam bleibenden Auskünfte über diese neuen Sterne und das blinde Vertrauen des Publikums, ohne Unterschied der Rasse. Diese traurigen Thatsachen beweisen, welcher Rausch ganze Klassen unseres Volkes heute ergriffen hat und wie fest sie an die Möglichkeit glauben, ihrer Spielsucht noch lange fröhnen zu können. Kein Börsengesetz vermag da zu schützen; und doch tritt die eigenthümliche Kombination von Effektengeschäft und Wochenblättchen neuerdings wieder so ungenirt hervor, daß sie dem geübteren Auge sich kaum entziehen kann.

Das Publikum lebt in einem verhängnißvollen Irrthum: es bringt die überaus starke Beschäftigung unserer Hütten und Fabriken mit Verkaufspreisen zusammen, die noch beträchtlichen Nutzen lassen; und es vergißt, daß die günstige Lage des Marktes schon eskomptirt ist, d. h., daß die Kurse schon recht hoch gestiegen sind. Bei einem Papier, das nahe an 200 steht, kann eine geringere Dividende, die doch auch in Folge äußerer Zwischenfälle möglich ist, unversehens einen Kurssturz von 50 und mehr Prozent hervorrufen. Das wird dann dem Werk zur Last gelegt, während es doch nur dem Kurs gilt. Wer wird die innere Güte unserer ersten Fahrradfabriken anzweifeln? Und dennoch sind ihre Aktien zurückgegangen, weil der nasse Sommer die Radkäufer abschreckte; es wurden sogar mehr Arbeiter als sonst entlassen. In solchen Augenblicken kann der nur spekulative Besitzer natürlich nicht auf die stillen Abschreibungen oder die wirklichen Reserven sehen, sondern lediglich auf die nun nicht mehr berechtigte Kurshöhe.

Solche Schwankungen treffen aber immer nur einzelne Papiere; die Industrieberichte lauten im Allgemeinen höchst günstig. Und da fast jeder Wohlhabende mit Unternehmern oder Angestellten irgend eines Großbetriebes in Berührung kommt, werden durch die herrlich klingenden Reden natürlich die kühnsten Hoffnungen auf die lange Dauer des industriellen Aufschwunges gefördert. Da hört man von Fabriken, die gar nicht mehr reisen lassen, aus Furcht, noch mehr Aufträge zu bekommen, von neuen Etablissements, die mit ihrer Waare nicht herauskommen können — und deshalb sogar angezweifelt werden —, nur, weil irgend ein Einzeltheil kaum noch zu beziehen ist, und von ähnlichen Dingen. Ein tellergroßes Stück Stahlguß zu einem Zahnrad kann man, wie mir neulich ein Direktor sagte, nicht vor Ablauf eines halben Jahres bekommen. Diese Fülle von Aufträgen, die un-

bedingt zur Erweiterung der Anlagen führen muß, hat aber die hier schon einmal geschilderte Scheelsucht und Konkurrenzwuth nicht einzuschränken vermocht. Während sich in Frankreich mit den wachsenden Aufträgen auch die Preise heben, bleibt in Deutschland das Verhältniß äußerst unregelmäßig. Dem guten Vorbild unserer Kupferwerke, die sich zur rechten Zeit geeinigt haben, wird noch nicht nachgeahmt. Nicht jede Direktion ist so weise wie z. B. die in Heddernheim, die sich lieber einen Antheil an der von Felten & Guillaume gebildeten Vereinigung sichert, als daß sie selbst in Berlin zu bauen anfängt. Auch für die Konsumenten sind die Folgen solcher Schritte beachtenswerth. Die Preise werden nämlich nicht sehr steigen, wohl aber so stetig sein, daß sie in den Zeiten des allgemeinen Niederganges auch kaum allzu jäh fallen können. Uebrigens haben ja die großen Verbraucher von Kupfer bei ihren Werken schon lange Ausnahmebedingungen.

Die riesigen Aufträge, die unsere Hütten von der Marine und den Staatsbahnen erhalten haben, scheinen die leitenden Finanzkreise für Eisenaktien noch nicht besser zu stimmen. Die Großen halten die Kurse für hoch und beziehen sich dabei auf die Privatberichte ihrer Montanfreunde, nach denen Preiserhöhungen wohl möglich wären, wenn es nicht die außerhalb des Verbandes stehenden Werke gäbe. Dazu kommt noch die Arbeiterfrage, für die der Bankmann sich noch immer nicht recht interessirt, die aber von äußerster Wichtigkeit ist. Einstweilen richten sich auf diesem Gebiet die Lohnerhöhungen noch nicht nach dem gehobenen Betrieb, sondern danach, ob an einem Ort mehr oder weniger Hände zu haben sind. Und da vom Lande die Leute immer hastiger fortströmen, so sehen wir, daß die Löhne gerade da steigen, wo das Leben am Billigsten ist: auf dem Lande.

Ueber die Umbauten der Bahnhöfe allein könnte man jetzt ein ganzes Kapitel schreiben. Verfolgt man die Submissionen, so findet man schon in Bayern eine ganze Reihe wichtiger Städte. In Westdeutschland ist besonders auf Essen und Dortmund zu verweisen. Fast sämmtliche bedeutenden Bahnhöfe der alten Privatbahnen müssen umgebaut werden; die der ehemals Rheinischen Bahn sind meist nur zu klein, die der Bergisch-Märkischen Bahn klein und noch dazu schlecht. Hier ist viel Holz durch Stein zu ersetzen. Aus den Submissionen ist auch zu ersehen, welchen Werth die Behörden auf Elektrizität legen. Aber weder diese noch die andere Thatsache, daß in der letzten Zeit neue elekrische Gründungen bekannt geworden sind, hat den Kursen der elektrischen Werke genützt; sie sind vielmehr, auch in Folge der Geldsorgen der Börse, mehrfach zurückgegangen. Die Schuckert-Gesellschaft vergrößert ihr Aktienkapital, vorläufig ohne Angabe der Gründe, die ja auch bis zur Generalversammlung Zeit hat; an den Finanzirungen dieses Unternehmens haben einzelne Bankiers bekanntlich ihr Vermögen verdoppelt. Die selbe Gesellschaft entlastet jetzt ihren deutschen Trust, die Kontinentale in Nürnberg, von seinen italienischen Straßenbahnwerthen dadurch, daß sie in Mailand rasch eine solche Gesellschaft bildet. Ich sage: rasch; denn wenige Tage vorher hatten Ganz & Co. in Budapest im Verein mit der berliner Union und Loewe einen Trust in Rom zu Stande gebracht. Das geht jetzt sehr leicht, wenn nur erst ein einziges Geschäft vorliegt. So war es z. B. bei Lahmeyer in Frankfurt mit der Konzession für Sinaia in Rumänien, die dann die Breslauer Diskontobank — oder die Landaus — sofort veranlaßte, eine rumänische Elektrizitätgesellschaft zu gründen. Ganz & Co. hatten ein Unternehmen in Bologna; daraus entstand der

ganze italienische Trust, für den ja vorläufig auch nur ein paar Millionen eingezahlt werden. Die Freundschaft zwischen dem sonst mit allen Gruppen arbeitenden Ganz und der Union stammt aus der Zeit der Sehnsucht nach einer Umwandlung der wiener Trambahn; da aber Ganz und Loewe Juden sind, war ihre Ablehnung in Wien natürlich sicher. Und die Freundschaft zwischen Loewe und der Union besteht seit dem merkwürdigen Vertrag, nach dem Loewe für die Union Alles fabrizirt. Die Union, mit ihren sehr werthvollen amerikanischen Vertretern, hat nämlich eigentlich gar keine Fabrik. Wenn nicht alle Zeichen trügen, wird die Börse nächstens übrigens wieder Gerüchte von sehr großen Kombinationen hören, in denen auch der Name Siemens & Halske kaum fehlen wird. Auf die russischen Geschäfte Loewes und der Union, in denen die Dresdener Bank ihre Hand hatte, blicken die Fachkreise mit Neid; denn Rußland scheint unseren Elektrikern noch paradiesischer als Italien. Viel besprochen wurde die Aufhebung des wichtigen Patentes Bullier für Kalcium-Karbid-Fabrikation. Die das Patent anfechtende Anstalt will nicht selbst fariziren, sondern den vermehrten Fabriken ihre Oefen verkaufen.

Daß es der preußischen Regirung gelingen könnte, die Industrie in der Provinz Posen wesentlich zu stärken, wird in Fachkreisen vielfach bezweifelt. Man zeigt einfach auf die Landkarte und sagt, der Vergleich zwischen der Bahndichtigkeit der übrigen Provinzen und dieses Distriktes müsse Jedem die Augen öffnen. Eine Industrie, meinen die Praktiker, läßt sich nicht im Handumdrehen schaffen. Und dennoch stehen Marienburg-Mlawka bei nur $2^1/_4$ Prozent Dividende 87 Prozent. Das veranlaßt die Interessenten der luxemburgischen Prinz Henri-Bahn, bei $4^1/_5$ Prozent Dividende einen Kurs von 112 als billig hinzustellen.

Wechselnden Erwägungen unterlagen diesmal Kohlenaktien, da das Publikum sich von der Vorstellung nicht frei machen kann, das Syndikat müsse die Preise erhöhen. Nun wird unsere Ruhrkohle zwar von zwei Seiten in großen Mengen gebraucht: von unserer rastlos arbeitenden Industrie und von den fremden Konsumenten, die sonst englische Kohlen nahmen; was aber nützen Preiserhöhungen, wenn das Syndikat gar keine disponiblen Mengen mehr hat? Wenn der Generaldirektor von Gelsenkirchen seine gewichtige Stimme gegen solche Steigerungen erhebt, will er nicht etwa, wie neulich so rührend geschildert wurde, die großgewerblichen Kunden vor Schaden bewahren, sondern er lehnt nur eine Maßregel ab, die den Zechen nach Lage der Dinge vor dem nächsten Jahr überhaupt keinen Nutzen bringen könnte. Wozu auch noch theure Sätze, die von Laienaugen als Mehrung des Profites angesehen und verdammt werden, in Wirklichkeit aber höchstens den so verhaßten Zwischenhändlern zu Gute kämen, denen bekanntlich vom Syndikat nicht allzu viel gegönnt wird? Wenn aber wirklich noch große Mengen disponibel wären — thatsächlich reißt man sich um die kleinsten Quantitäten —, d e von den höheren Preisen gleich Nutzen hätten, auch dann wäre es von dem Generaldirektor Kirdorf nur verständig und vorsichtig, daß er darauf hinweist, wie oft solche Improvisationen sich schon durch Rückschläge gerächt haben. Anders liegen die Verhältnisse für Cokes; da ist im letzten halben Jahr die Nachfrage schwächer geworden. Lohnerhöhungen sollen übrigens unter der Hand schon seit einiger Zeit bewilligt worden sein, von Fall zu Fall bei der Anstellung neuer Arbeiter. Vor einer Massenforderung fürchtet man sich kaum. In den steigenden Unkosten der letzten Monatsausweise sind die Spuren der Lohnerhöhungen bereits zu erkennen.

Pluto.

Notizbuch.

Während dieses Heft gedruckt wird, rüsten die Parteien noch zum zweiten Wahlgange, in dem sie fast die Hälfte aller Mandate zu erstreiten hoffen oder zu verlieren fürchten. Ueber das Gesammtergebniß der Reichstagswahlen wird deshalb erst in der nächsten Woche zu sprechen, der Stimmung des Volksorganismus, dem dieses Ergebniß entstammt, dann erst die Diagnose zu suchen sein. Mit Schlagwörtern wird diesmal noch weniger als gewöhnlich erreicht. Es handelt sich um Erscheinungen, die auch in manchem Nachbarlande die Regirungen schrecken, die Méline und Rudini gestürzt haben und die man nicht mit einem bequemen Sprüchlein abthun kann. Aengstlichen Seelen sei gleich aber gesagt, daß die Verbündeten Regirungen auch im nächsten Reichstag für Alles, was sie begehren, eine willfährige Mehrheit finden werden.

* * *

Ein Leser der „Zukunft" schreibt mir:

„Sehr geehrter Herr Harden, mit der im vorigen Heft erwähnten Begründung des Urtheils gegen die adlershofer Illuminatoren hat mir der Amtsrichter Dr. Bornhagen in Köpenick ganz aus der Seele gesprochen. Auch für mich hatte die Illumination am achtzehnten März etwas „unendlich Trauriges" an sich und ich bin dadurch, obwohl ich still in Berlin saß, in meinem Gefühl als Staatsbürger und königtreuer Mann auf das Tiefste belästigt, beunruhigt und gekränkt worden. Meine Empfindlichkeit geht aber, wie die eines großen Theiles meiner staaterhaltenden Mitbürger, noch viel weiter und ich fühle mich, wie ich offen gestehe, schon schwer verletzt, wenn an gewissen Festtagen einzelne Individuen ihre Dreistigkeit so weit treiben, im Dunkeln zu bleiben und nicht zu illuminiren. Das muß anders werden. Im Interesse des Deutschen Reiches muß die Pflicht, Feste zu feiern, unbedingt obligatorisch geregelt werden. Rußland ist uns darin, wie in den meisten Dingen — abgesehen von unserer großartigen auswärtigen Politik — voraus. Damit die russisch-kaisertreue Empfindung auch nicht im Geringsten gekränkt werden kann, wird dem Hausbesitzer dort amtlich genau vorgeschrieben, wie er es zu machen hat. Die Polizei verlangt zunächst von ihm, daß er zwei russische Nationalflaggen in normaler Frontbreite anschafft. Die weise Fürsorge der löblichen Behörde fordert sogar, daß die Flaggenhülsen schon während des Baues der Baupolizei vorgelegt werden, damit festgestellt werden kann, ob die Fahnen die richtige, der Vorschrift genügende Größe haben. Selbstverständlich erstreckt sich das polizeiliche Gebot auch auf die Illumination, die sich nach einem sinnreichen Rezept vollzieht. Vor jedem Haus haben an der äußersten Kante auf dem Trottoir, in Abständen von je einem Meter, große Fettflammen zu lodern, die sich aus blumentopfartigen Gefäßen mittlerer Größe speisen. Die Zahl der Flammen muß sich genau nach der Breite des Hauses richten; auch die Topfgröße muß entsprechend sein, auf daß kein Gefühl verletzt werde. Aber dieser geregelte Festschmuck befriedigt nicht nur das politische, das kaisertreue, sondern auch das künstlerische Gefühl: man bedenke nur die herrliche Wirkung solcher von Amtes wegen befohlenen Symmetrie! Doch auch die soziale Bedeutung der Sache ist nicht zu verkennen; überlegen Sie nur: der arme Hauseigenthümer kann selbst von dem reichsten Hoflieferanten nicht in den Schatten gestellt werden. Nicht wahr: Das sind doch idealere Zustände als die des faulen Westens einschließlich des Deutschen Reiches, wo man auf Schritt und Tritt schwer gekränkt wird?" Gewiß; aber es wird mit der Zeit auch bei uns besser werden. Segensreich ist ja schon die Einsicht, daß es besser werden muß. Und die hat mit [illegible] Herr Doktor Bornhagen bewirkt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: [illegible] in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck [illegible] in Berlin.

9027